A. Hebr.
582
9

A. hebr. 582 q/2
Tannenbaum

Der Talmud in seiner Wichtigkeit.

Eine Beleuchtung

der Schrift von A. Buchner

„der Talmud in seiner Nichtigkeit.“

Nach einem hebräischen Manuscript

von

M. Tannenbaum

bearbeitet von

H. Nußbaum
zu Warschau.

Magdeburg 1849.

In Commission bei E. Fabricius.

Gedruckt bei G. Wohlfeld.

66 B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Talmud

in seiner Wichtigkeit.

Mein Volk — seine Dränger sind Spötter, Weibsleute überwältigen es. Mein Volk, deine Leiter führen irre und vernichten die Richtung deiner Pfade.*) — (Jesaia 3, 12.)

---

*) Der Verfasser der Schrift „Der Talmud in seiner Richtigkeit" hat diesen Vers abgebrochen, und die zweite Hälfte als Motto aufgestellt. Die Ergänzung des Verses aber wird den wahren Sinn des Propheten deutlich herausstellen. —

Vorwort des Bearbeiters.

Wenn Kenner der hebräischen und deutschen Sprache vorliegende Schrift mit dem von mir bearbeiteten Urtexte meines Schwiegervaters H. M. Tannenbaum vergleichen werden, ersuche ich sie folgende drei Bemerkungen berücksichtigen zu wollen.

1. Viele im Texte zum Nachdruck mancher Beleuchtung der Sache angeführte Anekdoten, ließ ich trotz ihrer trefflichen Sprache und schicklichen Anwendung außer Acht, aus der Ursache, weil dieselben größtentheils aus jüdischen Volkssagen entnommen, das deutsche Publikum nicht ansprechen würden.

Daß ich indeß einige zu übertragen mir erlaubte, geschah wegen ihres gehaltreichen Sinnes und ihrer wichtigen Bedeutung in Bezug auf manchen besprochenen Gegenstand.

2. Solche hebräische Sätze, die in ihrem eigenthümlichen Lakonismus dem Leser vieles sagen und noch etwas hinzuzudenken geben, mußte ich umschreibend bearbeiten, damit sie das ausdrücken was noch ungefähr hinzugedacht werden könnte, wodurch neue, der modernen Weltanschauung angemessenere Ideen

hervorgingen. Stellen hingegen, die für den Hebräer einen weitläufigen Vortrag erforderten, fand ich für geeignet dem deutschen Leser nur kurz anzudeuten, oder ganz mit Stillschweigen zu übergehen. —

3. Da, wo der Text eine talmudische Widerlegung aufführt, übersetzte ich treu, damit die Abhandlung durch den freien Gebrauch der Sprache, ihres Sinnes im Geringsten nicht beraubt wäre, weshalb ich in ähnlichen Stellen das Deutsche ganz dem Hebräischen anzupassen suchte, so daß manchmal eine hebräische Construction, oder gar ein talmudischer Dialekt sich verspüren läßt. —

Ueberhaupt wird jeder Leser des hebräischen Manuscripts die Bearbeitung desselben als eine schwierige Aufgabe anerkennen, und um so mehr die angeführten Bemerkungen in Erwägung ziehend, ein unbefangenes Urtheil fällen. —

H. N.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einleitung.

Wenn ich mit nachstehendem Werkchen eine Rechtfertigung der traditionellen Vorschriften, Gebote und Verbote bezwecke, ist doch meine Absicht nicht, denjenigen meiner Glaubensgenossen zu nahe zu treten, denen ein geselliger Verkehr oder andere Umstände zur Ueberschreitung mancher religiösen Gesetze Veranlassung geben. Ein jeder Vernünftige wird wohl mehr Achtung zollen dem tugendhaften und biedern Weltbürger, als dem Gott geweiheten Klausner, der in seinem beschaulichen Leben die Welt als zu profan betrachtet, um ihr seine Aufmerksamkeit zu widmen. Ich schmeichle mir um so mehr bei meinen Lesern Eingang zu finden, als ich nie zur Anzahl der Orthodoxen mich rechnete, die streng haltend an jedes Gesetz der mündlichen Ueberlieferung stets darüber grübeln. Die erwähnte Schrift des Herrn A. Buchner, die getrübte und unlautere Motive hat, fordert mich heraus, die Unwissenheit zu bekämpfen, gehässigen und boshaften Anfechtungen entgegenzutreten und falsche Tendenzen in ihrer völligen Nichtigkeit darzustellen.

Als Philipp, König von Macedonien, seinen Sohn Alexander dem weisen Aristoteles, seinem künftigen Erzieher, vorstellte, sprach er: „Ich freue mich nicht so sehr, daß mir Gott einen Sohn geschenkt, als vielmehr daß Er mir ihn zu einer Epoche bescheerte, wo du der Welt mit deinem Lichte der Weisheit voranleuchtest.“

Auch ich rufe, daß ich mich nicht so sehr der Abfassung dieses Werkchens, als des Bewußtseins freue, es in einem Zeit-

punkte zu veröffentlichen, wo ein Schriftsteller von unlauteren Motiven geleitet, die Grundfesten der mosaischen Religion zu erschüttern sucht. — Mit Hülfe Gottes, der gnadenvoll und huldreich allen Menschen väterliche Fürsorge angedeihen läßt, und in Zuversicht auf den erhabenen Schutz unseres Landesvaters, unter dessen milder Regierung die verschiedensten Nationalitäten nebeneinander in Frieden und Ruhe leben, unter dessen weiser Gesetzgebung religiöse Verfolgungssucht verpönt ist, kein Glaubenshaß durch irreligiöse Schriften zum Ausbruch kommen kann; fühle ich mich aufgefordert, frevelnden Kundgebungen der Unduldsamkeit und des Fanatismus entschieden entgegenzutreten. —

Die erste Ursache, die den Menschen auf die Idee vom Dasein Gottes führte, ist unstreitig das Universum mit allen seinen Geschöpfen. Von jenem himmelhohen Berge, dessen Gipfel Wolken unterstützt, bis zu dem Sandkörnchen, das vom leisesten Zephyr verweht wird; von jener majestätischen, emporragenden Ceder des Libanon, bis zu dem Moose, welches an altes Gemäuer sich ansetzt; von jenem riesigen Elephanten, der in Wäldern und Steppen einherschreitet, bis zu dem für das unbewaffnete Auge unsichtbaren Insekte, das im Staube kriecht; überall verkündet die Natur einen Geist Gottes, der aus Nichts Alles hervorgerufen und erschaffen hat. Aber unter allen diesen Wundern ist der Mensch das Größte.

Dieses erhabene Schauspiel der Natur erweckt in uns die Ueberzeugung von der Existenz Gottes, begründet in unserer Seele als ersten und letzten Lehrsatz den Glauben an ein höchstes Wesen. Alle noch so scharfsinnigen Forschungen des menschlichen Verstandes lösen sich in nichts auf. Hier trennt eine undurchdringliche Mauer den Schöpfer von den Geschöpfen, hier findet alle menschliche Weisheit ihre Grenze, hier ist an kein Vorwärts mehr zu denken.

Dieser Glaube beseligt uns, indem er den Menschen als die edelste Creatur feststellt. Wir sehen nämlich seinen Vorzug vor allen anderen Geschöpfen, seinen unbegrenzten Trieb nach Forschen, seinen regen Sinn für alles Edle und Erhabene, seine lebhafte Neigung einen Gegenstand im Bereiche der Wissenschaft, der Moral und der Religion zu erforschen, der immer mehr sich

ihm entrückt, während er ihn schon zu erfassen wähnt, da das Resultat alles Wissens Zweifel ist. —

Dieser Glaube unterscheidet den Menschen nicht nur von den Thieren, sondern bedingt zugleich den Unterschied zwischen ihm und seinem Nebenmenschen. Je mehr der Mensch in der Erkenntniß Gottes fortschreitet und sich vervollkommnet, einen desto höheren Rang nimmt er auch in der menschlichen Gesellschaft ein, weil eben diese religiöse und geistige Ausbildung sein zeitliches und ewiges Glück und zugleich seine Veredlung zum Zwecke hat, während ein Stillstand ihn entwürdigt und den Thieren gleichstellt. In dieser Beziehung macht sich nun der wesentliche Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere geltend.*)

Die Lehre vom Dasein Gottes ist der Urquell und das Endziel aller menschlichen Weisheit, sie bildet die Spitze und den Inbegriff alles Wissens. Je weiser und vernünftiger der Mensch, desto klarer sein Begriff in der Lehre der Existenz Gottes, denn das gesammte Wissen des Menschen bildet eine Stufenleiter, auf deren höchsten Sprossen die Idee von der Allgegenwart Gottes (von einer Vorsehung) thront. Hat der Mensch diese Stufe erklimmt, erkennt er erst seine Nichtigkeit, kehrt in sich, wirft einen Rückblick auf sein Werden, erkennt seine leibliche Natur, die Schwäche seines Verstandes, die Beschränktheit seiner Anlagen und das Eitle seines Wirkens. Dieses ist hienieden das Ergebniß alles menschlichen Forschens, er sammelt zwar einen Schatz von Kenntnissen , erwirbt Weisheit, gelangt zum Heiligthum Gottes, wird aber geblendet von dessen majestätischem Glanz, quälende Angst durchbebt ihn, es bricht sein Auge, Todesschatten umdüstern dasselbe und staunend stammelt er die Worte hervor: „Schöpfer! Geschöpf!" —

Es drängt sich nun die Frage auf, was frommt dem Menschen die Forschung über göttliche Dinge? welchen Vortheil gewähren sie ihm? Künste und Wissenschaften gewähren ihm doch

*) Der Verfasser des hebräischen Manuscripts hat in seinem im Jahre 1837 erschienenen hebräischen Werke „Matue Mosche" deutlich bewiesen, daß die Gotteserkenntniß einzig und allein die Scheidewand zwischen dem menschlichen und dem thierischen Geschlecht ausmacht. —

einen materiellen Nutzen, versüßen und veredeln sein irdisches Leben, während jene Forschung ihn unbefriedigt läßt, ihm nicht einmal die Genugthuung verschafft sich einer sichtbaren Leistung zu erfreuen? Wir wissen indeß, daß alle Dinge, die Gott erschaffen, alle Pracht und Herrlichkeit, mit welcher Er die Natur ausgestattet hat, zum Genuß und Glück des Menschen beitragen, um wie viel mehr muß dies die Lehre vom Dasein Gottes bewirken. Die heilsamen Wirkungen dieser Lehre sind es, welche den Gegenstand unserer folgenden Betrachtungen ausmachen.

Dieselben führen uns auf einen zweiten Lehrsatz, der eben so bedeutsam als unzertrennlich von dem ersteren ist. Alles in der Welt zeigt unwiderleglich von der erhabenen Wahrheit: es ist ein Gott, alle Weisen sind von derselben durchdrungen, und fassen einstimmig folgende objective Anschauung von dem Wesen Gottes auf: Gott ist ein einziges, einfachvollkommenes Wesen, frei von allen Schwächen und Mängeln, die wir an den Geschöpfen wahrnehmen, alle gute Sitten und Eigenschaften, die den Sterblichen auszeichnen, vereinen sich unendlich in Gott dem Unendlichen. — Die Weisheit lehrt, daß zwischen der Vollkommenheit Gottes und der Beschaffenheit seiner Geschöpfe sich keine Gleichheit voraussetzen läßt, weil die Gedanken Gottes nicht die des Menschen, und Seine Wege nicht die des Erdensohnes sind. Alle Vollkommenheiten und Gebrechen, alles Gute und Schlechte, das unserer beschränkten Vernunft und unserm kurzsichtigen Auge sich offenbart, ist der Gegensatz im Angesichte Gottes. Allein die Erforschung und Ergründung dieses Lehrsatzes liegt außerhalb des Bereiches menschlicher Einsicht. Wir berühren hier abermals die Pforte der göttlichen Regionen, deren Inneres der menschlichen Vernunft unzugänglich ist, hier hat die Natur eine Grenzlinie dem scharfsinnigsten Weisen gezogen, die er nicht überschreiten kann. —

Und wer wird sich auch vermessen einen steilen Berg zu ersteigen, dessen Gipfel in die Wolken sich verliert? oder wer wird so thöricht sein, ein Problem enträthseln zu wollen, das seiner Natur nach unauflösbar ist? Es bleibt also alles menschliche Klügeln und Forschen in dieser Beziehung fruchtlos und man muß hier einem Blinden gleich sich in die Dunkelheit er-

geben. — Ist auch der Mensch mit einer Vernunft begabt, die ihm vor allen Geschöpfen den Vorzug einräumt, hat er auch den Sinn für alle liebliche und reizende Erscheinungen der Natur und erkennt ihre wohlthätigen Einwirkungen auf seinen Geist und Körper, warum sollte er ihr abhold werden? warum ihre Schätze unbeachtet lassen und sich der Erforschung einer Lehre hingeben, die ihm das erwünschte Resultat nicht verbürgt?

Wozu seine Zeit in Betrachtungen vergeuden, die nur auf Irrwege verleiten, ohne seinen Zweifel heben zu können?

Allein wenn man einen Berg nicht ersteigen kann, muß man auf die Ebene zurück, und wo kein Steg zum Gipfel hinaufführt, muß man am Fuße gleich stehen bleiben, und da undurchdringliche Schranken den Menschen vom himmlischen Wohnsitz Gottes trennen, so muß er ganz dieses Gebiet verlassen, seinen Rückweg antreten in den ihm von der irdischen Natur angewiesenen Wirkungskreis, um sich in demselben nach Maßgabe der ihm verliehenen Vernunft zu bewegen. Aber auch in diesem engen Raume ist es ihm vergönnt, die Herrlichkeit Gottes zu preisen nach Verhältniß der Stufe seiner Bildung. Der höchste sittliche und geistige Bildungsgrad des Menschen, vermöge dessen er sich über alle irdischen Wesen erhebt, ist dennoch nur endlich und begrenzt, während das höchste Ideal der Vollkommenheit nur in Gott unendlich und unbegrenzt ist. —

Wir verehren Gott als den Träger aller Weisheit und Sittlichkeit, und eben das Bewußtsein der Idee Gottes stellt den Menschen über alle irdische Wesen; er begreift die Wunder des Allerhöchsten und bestrebt sich als sein Ebenbild, ihm immer näher zu kommen, folglich den Pfad der Tugend zu wandeln und immer besser und vollkommener zu werden. Gerecht ist Gott in allen seinen Wegen, gerechten Wandel muß der Mensch auch hüten; gut ist Gott für alle Menschen, gut müssen auch ihre Handlungen sein. Es soll ihnen überhaupt die Allweisheit und Allgüte Gottes zum Vorbild ihres Denkens und zur Richtschnur ihres Handelns dienen.

Die Wohlthaten des Menschen messen sich nach der ihm mehr oder weniger inne wohnenden Erkenntniß Gottes, und je nachdem seine irdischen Handlungen sich zum Himmel erhe-

ben, werden ihm die Gnaden Gottes zu Theil. Je klarer die Anschauung des Menschen vom göttlichen Wesen, desto tiefer wurzeln Tugend und Moral in seinem Herzen und erreichen eine desto größere Reife. Fromm sind dann seine Thaten, demüthig sein Wandel, er strebt Gott nachzukommen und an ihm zu hangen. —

Darauf weist der Satz des Gesetzgebers hin: „Den Ewigen deinen Gott sollst du fürchten, ihm dienen und anhangen.“ (Deuteronomium 10, 20.) Den Sinn dieser erhabenen Worte faßten die weisen Talmudisten. Ist es möglich, fragten sie, an Gott zu hangen? allein er ist barmherzig, sei du auch barmherzig u. s. w. (Traktat Sota 14.)

Dies ist nun die Bestimmung des Menschen hienieden, eine angemessene Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, seinen Geist durch Wissenschaft zu bilden, damit er seine Ueberzeugung vom Dasein Gottes, der über Alles erhaben, kräftige und vollende, dessen sittliche Vollkommenheit bewundere und anbete, um seine Gedanken und Handlungen zu prüfen und zu läutern, in seinem Wandel solche Sitten und Eigenschaften an den Tag zu legen, die ihm Gunst und Gewogenheit in den Augen Gottes und der Menschen verschaffen, die Glück bringen für ihn, sein Haus, seinen Freund von nah und fern, seinen Nebenmenschen und Bundesgenossen, die ihn durch die Bande der Freundschaft und Liebe an seinen Nächsten fesseln, und wodurch er endlich Segen und Frieden auf Erden verbreite. —

Dieses ist auch das unverkennbare Resultat des menschlichen Strebens. Der mehr oder minder Begabte gelangt hier zu gleichem Ergebniß des Forschens mit dem Unterschied, daß der Eine oder der Andere mehr oder weniger seiner Ueberzeugung bewußt ist. Alles tiefere Eindringen in das Walten Gottes ist illusorisch, die das Unbegreifliche begreifen wollen, täuschen sich und Andere. —

Um das Streben nach diesem sowohl für das Individuum wie für die ganze menschliche Gesellschaft löblichen Ziele zu befördern, betrachteten die Weisen des Alterthums es als die wesentlichste Aufgabe ihres Lebens, den Baum der Erkenntniß auf Erden zu pflanzen, um die Welt zu vervollkommnen, Unsinn,

Zauber und Götzendienst aus dem leicht verführerischen Herzen zu verbannen. In dieser Absicht veranstalteten sie Versammlungen, beriefen die Gemeinden, setzten diese in einen näheren Verkehr zum Ewigen, um seinen Namen zu lehren und zu verkündigen. Dies sind die ersten Schriftsteller und Gesetzgeber, welche durch weise Einrichtungen einen Volksverband stifteten, geistiges und religiöses Licht in ihren Ländern verbreiteten, deren Vorschriften und Lehren, Gesetze und Regel zu allen Zeiten die wesentliche Glückseligkeit begründeten und befestigten.

Unter diesen Gesetzen und Geboten giebt es solche, die einem jeden prüfenden Auge wie sie vernehmendem Ohre von jeher gleich einleuchtend waren, es noch jetzt sind und nie zu sein aufhören werden; selbst wenn die Erde ihre Bahn wechseln und die Sonne aus ihrem Gleise treten sollte, so werden diese Gesetze ihren wohlthätigen Einfluß nicht verlieren, und ihrer Kraft nicht verlustig werden. Es giebt zwar auch Gesetze und Vorschriften, wenn auch nur wenige, die dem Wüstling und Schwärmer als zwecklos erscheinen, nichts desto weniger aber einen vortheilhaften Einfluß ausüben. Bald stehen sie da als Denkmale heiliger Erinnerungen, bald haben sie lediglich ein Bündniß der Freundschaft zu stiften, das Gemüth zu kräftigen, edle Gesinnungen anzuregen, führen endlich zu festen Beschlüssen in unserem Lebenswandel, zu gegenseitigen Erklärungen von Liebe, Freundschaft, Frieden und Eintracht, und vereinigen alle Glieder zu einer großen Kette der menschlichen Gesellschaft. —

Jeder Gutgesinnte sieht wohl ein, daß solche Gesetze für den ungebildeten Theil der Menschheit von großem Vortheil sind, denn wie der Zaum das Roß, das Gebiß den Esel zügelt, so sollen auch Gesetze und Vorschriften diejenigen zähmen, die gleich wilden Thieren in ihren Leidenschaften entfesselt, das Wohl menschlicher Vereine gefährden würden. Aber selbst für den gebildeten Theil der Gesellschaft üben Gesetze und religiöse Vorschriften eine heilsame Wirkung gegen gewisse äußere und innere Uebel. Gegen äußere, indem oft die Gelehrten in Folge ihrer freien Denk- und Lebensweise von ihren Gemeinden sich absondern, welche urtheilslos ihnen blindlings folgen und anhangen, bis sie endlich mit dem Ansehen der Gesetze den Grund, worauf das Wohl der menschlichen Gesellschaft ruht, auflösen,

das ganze gesellschaftliche Gebäude zusammenstürzt, und sie unter den Klippen des Frevels und der Gewaltthätigkeit erliegen. Die Gesetze sind auch ein Bollwerk gegen innere Uebel, indem der Weiseste sich nicht immer zu beherrschen vermag, gute wie auch schlechte Thaten zuweilen unwillkührlich vollbringt, weil auch er oft von seinen Launen*) geknechtet wird, die jeden Augenblick wechseln, und, bemächtigt sich seiner das verzehrende Feuer der Leidenschaft, da wird jegliche Weisheit machtlos den entfesselten Trieben zu gebieten und ihre wilden Ausbrüche zu dämmen. Die Prinzipien der Religion, die ihm in seiner Jugend eingeimpft worden, sind es lediglich, die ihn auf diesem dornenvollen Pfade vor allen Gefahren beschützen, dem sündhaften Leben entreißen und ihn mitten in allen irdischen Trübsalen aufrecht erhalten. —

Sollte dem ungeachtet mancher Gelehrte das Recht sich anmaßen, nach eigner Willkühr Gesetze und Vorschriften für sich, seine Hausgenossen und Gemeinde von der Religion abzuleiten, in dem Wahne, sein persönliches wie das öffentliche Wohl zu begründen, welche Autorität vermag er denselben zu verschaffen? Welche Geltung können die unreifen Ansichten und unsteten Entschlüsse des Einzelnen haben, gegen Gesetze, die zur Vereinbarung einer Nation ein göttlicher Mann verfaßt hat? —

Die Bestimmung des Menschen ist, daß er die Idee Gottes anerkenne, die göttlichen und menschlichen Gesetze treulich erfülle, einen frommen und rechtschaffenen Wandel führe, Tugend und Gerechtigkeit übe, damit ihn die Weisheit immer

*) Daß die Imagination und die Launen oft die Gedanken des Menschen meistern, über den Verstand sich erheben und ihn beherrschen, ist in dem eben angeführten Werke mit folgendem Beispiel nachgewiesen worden. In der in unserem Lande bekannt gewesenen Zahlen-Lotterie wagte es Niemand, drei auf einander nach der Ordnung folgende Zahlen als 1, 2, 3, zur Terne zu wählen. Lehrt auch der Verstand, daß die drei neben einander stehenden ebensowohl wie die anderen drei von sich entfernten und getrennten Zahlen in einem Rade durchmischt werden und einem Schicksale unterworfen sind, so erhebt sich doch die Imagination oder die Laune dagegen, und stellt die Unmöglichkeit vor, daß drei auf einander nach der Ordnung folgende Zahlen, gradehin aus dem Rade eine nach der anderen herausgelooſt werden könnten.

heller erleuchte, ohne sich von Selbstsucht und Leidenschaft beherrschen zu lassen und verderblichen Irrwegen zu folgen. — Fürwahr! der ist weise, hellschauend und gottbegeistert, der Gesetze und Vorschriften zu lehren weiß, die Eingang und Anklang bei allen Völkern der Erde finden. —

In neuerer Zeit kam eine Art After-Gelehrter zum Vorschein, die bei geringem Maße von Vernunft und Wissen in irgend einer Sprache Bücher oberflächlich lesen, in ihren Schwärmereien gleich Heuschrecken die ephemeren Produkte der Tagesliteratur umlagern, zur Sättigung ihrer Geistesleere sich einen Paul de Kock, Sue, Bulwer auswählen, in diesem Haufen Triebsand Goldkörnchen auflesen und über diesen Fund freudetrunken werden. Nun dünken sie sich weise, gelehrt, und haben sie noch zufälliger Weise einige Bruchstücke von Rousseau und Voltaire kennen gelernt, dann kennt ihr Eigendünkel keine Grenze. Keine Kenntniß scheint ihnen mehr fremd, Alles liegt vor ihnen offen und klar, von Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten, in ihrem Hochmuth verachten sie die Lehre vom Dasein Gottes, halten die Erforschung derselben für eitel und nichtig, leugnen den Urgrund aller Wesen, verwerfen allen Glauben und erklären die Lehre Gottes, seine Gesetze und Gebote für leeren Tand.*) —

Da ich oben Voltaire erwähnt habe, so sei es mir vergönnt, hier auf denselben zurückzukommen. In seiner Erklärung der Bibel sagt er Folgendes: „Die Worte tohu ubohu

*) Ein ähnlicher Religionsspötter wagte es vor einigen Jahren durch die Herausgabe seiner Schrift „Taschluch“ eine von jeher bei seinen Glaubensgenossen, den Israeliten, übliche Sitte zu verlachen, die darin besteht, am Neujahrsfeste an irgend einen Fluß sich zu begeben, um daselbst bei der Verrichtung eines Gebetes der Sünden sich zu entledigen. Wäre der Verfasser der obigen Schrift mit den rabbinischen Werken vertraut gewesen, so hätte er in dieser Sitte nichts Lächerliches, sondern etwas Moralisches erkannt. Der Grund dieser Ceremonie ist nach der Meinung des Schela im Traktat Rosch haschona folgender: Man besuche die Flüsse, worin Fische schwimmen, damit man sich an diesem Tage des Andenkens erinnere, daß der Mensch gleich den Fischen nicht weiß was ihm bevorsteht, daß wie diese inmitten ihres freien Bewegungskreises vom bösen Netz verstrickt werden, so überfallen ihn auch in den Zeiten des Unglücks mancherlei Widerwärtigkeiten. (Kohelet 9, 12)

bedeuten buchstäblich das Unterste zum Obersten, das Durcheinander. Dieses ist eigentlich das Chantereb des Sanchuniaton, des Philisters, wovon die Griechen ihr Chaos und Erebus herleiteten. Sanchuniaton schrieb unstreitig früher als Moses gelebt hat." Was bezweckte Voltaire mit dieser Erklärung? Wozu Zweifel erheben, ob Moses diese Worte aus sich selbst oder aus fremder Quelle geschöpft hat? Nichts, es sei denn Mosis Autorität zu entkräften und den ganzen von diesem göttlichen Mann verfaßten Abschnitt der Schöpfung, dessen Glanz seit uralter Zeit bis jetzt zu uns herüberstrahlt, herabzuwürdigen und zu entweihen. —

Man gestatte mir nun Voltaires Worte einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. —

Zuvörderst erhellt aus der obigen Stelle Voltaire's, daß Moses diese Worte nicht selbst gesprochen hat, worin ich ihm beipflichte, denn diese erhabenen Worte sind schwerlich der Ausdruck eines sterblichen und flüchtigen Wesens, aber die Philister waren eben so wenig himmlische Geschöpfe und ihre Weisheit ist ihnen von irdischen Weisen überantwortet worden. Treffend wäre die Behauptung, daß diese Worte Mosis eine göttliche Eingebung wären.

Ferner, vorausgesetzt, daß nicht Moses sondern ein Anderer so gelehrt hat, so ist dieser der göttliche Mann. Wird denn um Mosis Ehre willen seiner Lehre Ehre und Achtung gezollt? Nein, Moses wird um seiner Lehre willen geehrt und wer sie auch verfaßt hat, so ist ihr Verfasser der Mann von Gottes Geist erfüllt, der Glauben verdient.

Endlich: Voltaire ging doch kein so helles Licht darüber auf, daß es wirklich ein Philister geschrieben, es ist blos eine Ansicht, eine Muthmaßung, während die ganze Welt klar einsieht, daß Moses selbst seine Lehre geschrieben und verbreitet hat. Wozu eine Wahrheit, die deutlich und klar allen Bewohnern der Erde einleuchtet, verfinstern, und Voltaire blindlings folgen, sich mit ihm in die finstern Räume der Unterwelt, des Tartarus und Erebus zu verlieren?

Allein wenn wir auch Voltaire's eminente Geistesgaben nicht in Frage stellen wollen, können wir doch nicht mit Stillschweigen seine Aeußerung übergehen, Mosis Ansehen zu schwä-

chen. Wer überhaupt gegen Weise eifert und ihre Lehren bekämpft, verwirrt die Begriffe, verstrickt sich und Andere in dem Netze des Irrthums. Dieses hat sich Voltaire in manchen Stellen seiner Bibel-Erklärung zu Schulden kommen lassen und zum Beleg möge folgende dienen. Ueber die Stäbe, die Jacob in die Wassertröge stellte, das Kleinvieh zu erhitzen, (Genesis 31, 38) äußert sich Voltaire ironisch folgendermaßen: „Wenn es hinreichend wäre, den Augen der Weibchen Farben vorzustellen, damit sie Junge von denselben Farben haben, so hätten alle Kühe grüne Kälber, und die Lämmer, deren Mütter auf grünen Wiesen sich weiden, wären alle grün gewesen."

Vernehmt's ihr Weisen alle! ist außer Voltaire einem Gelehrten ein ähnlicher Aberwitz entfahren? Gott gab dem Menschen Vernunft der Natur mit und nachzuhelfen, aber nicht ihre ewigen Gesetze zu ändern und zu zerstören. Fußgezeichnet, klein- und großfleckig ist in der Natur des Kleinviehes, in der Beschaffenheit seines Fleisches und Blutes eingepflanzt, daher wir eben solches oft bei ihm antreffen, die grüne Farbe hingegen scheint ihm nicht angeboren zu sein, darum giebt es kein Mittel sie hervorzubringen. —

Gleich Voltaire hat Schiller in der „Sendung Mosis" die Größe des heiligen Gesetzgebers zu verkleinern gesucht durch die Aeußerung, daß Moses in den Orden der egyptischen Priester aufgenommen, in ihrer Schule seine Erziehung genossen, in ihre Mysterien eingeweiht worden und hier alle Kenntnisse und Wissenschaften erworben hat, die ihn späterhin in den Stand setzten Wunder zu wirken. Wenn wir auch zugeben, daß Moses in seiner frühesten Jugend Weisheit von den egyptischen Priestern gelernt hat, weil doch jeder Mensch, selbst der Weiseste, unwissend und roh geboren, des Unterrichts und der Erziehung bedarf, so kann das noch nicht berechtigen, die Weisheit Mosis des Schülers, mit der seiner Lehrer zu vergleichen. Ist doch auch Schiller's Lehrer kein Schiller gewesen? Moses übertraf seine Lehrer, schwang sich in seinem erhabenen Geist zur Gottesidee empor, wie es deutlich bei der Plage des Ungeziefers heißt: „Die Zauberer thaten also, es gelang aber ihnen nicht, da sprachen die Zauberer zu Pharao, es ist dieses ein Finger Gottes." (Exodus 8, 14.) Seine eignen Lehrer und

Erzieher also haben ihm göttliche Weisheit beigelegt, welche Schiller keinen Anstand nimmt ihm abzusprechen. Allein es war eine momentane Laune Schillers, dem Ruhme Mosis zu nahe zu treten, wodurch er seiner eigenen Würde vergab.

Ferner sagt Schiller: „Da sich der Wohnplatz der Hebräer in Gosen nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mußten sie immer enger und enger wohnen, was war natürlicher, als daß sich die höchste Unreinlichkeit und ansteckende Seuchen einstellten, und hier wurde der erste Grund zu einem Uebel gelegt, welches dieser Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben ist." Diese unlogische Folgerung ist gleich bizarr wie empörend, welches sich an folgender Antwort eines Hinkenden am deutlichsten herausstellt. Ein Hinkender, an seiner Krücke einhergehend, wurde von Vorübergehenden gefragt, warum er hinke? Worauf er antwortete, weil mein Großvater von mütterlicher Seite auf seinem Spazierritt einmal mit seinem Pferde stürzte. —

Ist der Aussatz eine ansteckende Seuche, so mußte dessen Gift sich nicht ausschließlich von Vätern auf Kinder vererben, sondern da die Israeliten damals mitten unter andern Völkern lebten, gleichzeitig sich denselben mittheilen. Uebrigens läßt sich Schillers Behauptung einigermaßen rechtfertigen. Dieser Dichter sah zu seiner Zeit, daß die Juden, mit denen er in einer Stadt zusammenwohnte, aus den früheren Straßen hinaus nach einem Ghetto verdrängt wurden, und zur Ehrenrettung seines Landes und seinen Zeitgenossen schmeichelnd, wälzte er die Schuld auf den egyptischen König Pharao. Aber vor Gott besteht der Schmeichler nicht! —

Außerdem begegnen wir noch in den Werken Voltaire's und Schillers ehrenrührigen Stellen gegen andere Glaubensgenossen, deren Gehaltlosigkeit leicht zu bekämpfen ist, welches aber den diesem Werkchen zugemessenen Raum überschreiten würde. Indeß verwahre ich mich gegen den etwaigen Vorwurf, den wohlverdienten Ruhm dieser Männer antasten zu wollen. Der Beifall ihrer Zeitgenossen hat sie, besonders Voltaire, verleitet den hocherhabnen Sinn der heiligen Schrift, dieser ältesten Urkunde der Menschheit, zu verunglimpfen.

Nachdem ich die unbegründeten Aeußerungen dieser an sich

bewährten großen Männer auf ihren wahren Werth zurückgeführt habe, kehre ich zu meinem Gegenstande zurück, um wieder die vermeintliche Weisheit der kleinen Männer in ihrem wahren Lichte darzustellen. —

Wohlfeilen Kaufes stellen dieselben die Behauptung auf: Es gebe keinen Gott, keine Vorsehung, keine Belohnung, die Welt sei von selbst entstanden. Durch solche eigenmächtige, dem Geist der Religion widerstrebende Lehrsätze, lockern sie alle Bande der Sittlichkeit, das heilige Ansehen der menschlichen und göttlichen Gesetze, unterwühlen das Fundament, worauf die Existenz der menschlichen Gesellschaft ruhet. In ihrem Gefolge führen sie mit sich alle Laster und Verbrechen, die das edelste irdische Wesen, das Ebenbild Gottes, zu thierischen Trieben herabwürdigen. Diese Lehrsätze stempeln sie zu destructiven Principien, welche die heiligsten Interessen, sowohl die häuslichen als die staatlichen, gefährden. —

Die Haltlosigkeit dieser Prinzipien ist für den einfachsten Verstand einleuchtend, es ist sehr bequem und leicht sich zu denselben zu bekennen. Dem denkenden und gläubigen Menschen drängen sich hingegen die Fragen auf, wenn kein Gott ist, wer hat die Welt erschaffen? wer schreibt der Natur Gesetze vor? kann denn das Geringfügigste hienieden ohne eine leitende Hand erhalten werden? giebt es Erscheinungen ohne Ursache? und ist alles hienieden, sowohl das Große wie das Kleine, der Theil wie das Ganze einer Auflösung *) unterworfen, wie kann das Weltall endlos sein? Diese und ähnliche Fragen führen uns auf die Idee von Gott und folglich auf seine Ewigkeit, Vollkommenheit, befestigen in uns den Glauben an eine Vor-

---

*) In dem erwähnten Werke des Herrn Tannenbaum stellt der Verfasser die Behauptung auf, daß kein größerer Beweis vom Dasein Gottes vorhanden ist, als die erhabene Idee einer Gottheit, die im Geiste der Sterblichen aufgeht. Wenn auch der Mensch vermöge seiner Vernunft wunderbare, neue Dinge zu entdecken vermag, so sind das immer solche nur, die das Körperliche betreffen, und daher gleich diesem endlich und vergänglich sind. Daß aber in dem Menschen die Idee einer Gottheit auftauchte, eines Wesens, das außerhalb der irdischen Natur liegt, beweist, daß nur die Gottheit selbst dem Menschen diese erhabene Idee eingegeben hat. Diese göttliche Eingebung durchleuchtet die Finsterniß des Menschen wie der Blitz das Dunkel der Nacht.

sehung und Vergeltung, die die Tugend belohnt und das Laster straft. —*)

Der Freigeist aber liebt nicht zu denken, er findet es zuträglicher zu leugnen und zu verneinen. Der enge Kreis, in dem er sich bewegt, ist sein Weltall, die materielle Welt die seinen Sinnen zugänglich ist, das Moment, das er festhält, die Begierden, welche er befriedigt, begründen sein Glück. Er kennt nur ein Diesseits, aber kein Jenseits. Er bekümmert sich um keine Zukunft, verübt Laster und Frevel, wird von der Sinnlichkeit beherrscht, während sie von dem Tugendhaften beherrscht wird. — Kein Mensch ist ein Engel, Fleisch und Blut ist er wie jedes fleischliche Geschöpf, dessen Blut, nach den Worten der heiligen Schrift, das Leben ist, er theilt mit den Thieren die sinnliche Natur, viele Bedürfnisse sind beiden eigen, nur durch das Bewußtsein seiner höheren Bestimmung überragt er die ganze thierische Welt. Die Weisheit hat nichts concretes, sie ist eine himmlische Sendung, von endlosem Umfange, die der Mensch nicht ganz umfassen kann. Alle Weltweisen haben kaum ihre Grenzen betreten, und mögen sie auch aus der tiefsten Tiefe der Weisheit Schätze der menschlichen Erkenntniß sammeln, so gleichen sie dem Vogel, dessen Schnabel einen Wassertropfen aus dem Oceane schlürft. —

Da wo die geistige Kraft des Menschen aufhört, hört noch nicht die Kraft der Weisheit auf, sie läßt aus ihrem Urquell einem zweiten Erkohrnen ihre Fülle reichlicher zuströmen, und da wo auch diesen die Geisteskraft verläßt, erscheint noch ein Dritter, welcher, wiewohl mit noch höheren Gaben von Oben ausgestattet, seinem Nachfolger ein weites Feld zur Bestellung übrig läßt, und wo der Weiseste wähnt den äußersten Mark-

---

*) Der erwähnte Verfasser bringt an einer Stelle in seinem Werke die Meinungen aller Philosophen, nämlich: Aristoteles meint, die Welt sei von selbst erschaffen. Plato denkt sich einen ungeformten Urstoff. Epicur glaubt an Atome, welcher Meinung auch Leibnitz mit mancher Abänderung beistimmt. Bei dieser Gelegenheit läßt sich auch der Verfasser mit seiner Meinung vernehmen. Es giebt keinen richtigeren Weg, uns von den vielfachen Fragen und Zweifeln zu befreien, die in dieser Materie ein Stein des Anstoßes sind, als der angenommenen Meinung anzuhangen, die Welt sei aus Nichts geschaffen. Hiermit wird alles Anstößige hinweggeräumt, alles Schiefe geebnet.

stein erreicht zu haben, breitet die Weisheit gleich dem Aare ihre Schwingen aus, durchschneidet die höheren Räume, deren Erreichung außerhalb menschlicher Kraft liegt; die Weisheit ist nicht in der Endlichkeit befangen, während der Sterbliche bei all den von Gott ihm verliehenen Vorzügen, an der Erdscholle haftet. —

Ist die Sinnlichkeit allen lebendigen Wesen eigen, während die Weisheit ausschließlich des Menschen Erbtheil ist, wie können sich beide gleichzeitig vereinen? um wie weniger beide im Herzen eines und desselben Menschen Platz finden? Es sind dies Gegensätze, die stets in gegenseitigem Kampfe begriffen sind, aus dem bald der eine bald der andere siegreich hervorgeht. —

Siegt die Weisheit, so unterdrückt sie bald alle Gelüste und unterwirft sie ihrer Herrschaft, der Sieger wendet sich zwar nicht ganz von deren honigsüßem Strome ab, genießt aber nur so viel als zur Labung des schmachtenden Körpers nöthig ist, läßt sich indeß nicht von dem schwelgerischen Genuß fortreißen, weshalb die Weisheit makellos und rein in ihrer göttlichen Erhabenheit bleibt, wird nicht mehr von tückischer List umstrickt, von falscher Liebe beschlichen, sie schwankt nie in der Uebung der Tugend, irrt nie in ihrem Urtheil, und alle ihre Ausflüsse sind immer ungetrübt und sonnenhell wie der wolkenlose Himmel. —

Siegt die Sinnlichkeit hingegen, so legt die Weisheit ihr herrliches Gewand ab, wird zur Lebensklugheit *), welche ihr Besitzer als Pflegerin verehrt, die seinen Wünschen und Gelüsten zuvorzukommen weiß. Das Wissen, welches der von der Sinnlichkeit Ueberwältigte gesammelt, macht sich nur in der Befriedigung seiner sinnlichen Begierden geltend; statt das unbedingte Wahre ihn zu lehren, giebt es ihn Täuschungen und Lockungen Preis, die nur seine Begriffe verwirren und seine Urtheilskraft blenden. —

Die Weisheit der Alten war rein und klar wie das lichte Firmament, auch war sie stark und fest wie unzerstörbarer

---

*) Das hebräische Wort „Chochma“ bezeichnet die Weisheit, Vernunft, Klugheit u. s. w.

Fels, entweder weil sie mit der einfachen Natur näher verwandt waren, weil die Welt noch in ihrem jugendlichen Alter stand, weil sie unmittelbar den Lebensodem Gottes einathmeten, und den ersten Früchten gleich mehr Nahrungssäfte hatten als ihr Nachwuchs im Verlauf späterer Zeiten, oder weil sie ein einfaches Leben führten, die Ueppigkeit auf Erden noch nicht verbreitet, und der Aufwand von den Menschen noch nicht gekannt war. —

Diese Alten, nicht durch äußere Einflüsse gestört, vervollkommneten sich in der Uebung der Tugend, veredelten Herz und Geist, und verkündeten ihren Nachkommen die Lehre der Weisheit und die Erkenntniß Gottes. — *)

Die Neueren verbreiteten Kunst und Wissenschaft in der Welt, lehrten alles was sie auf dem Himmel und der Erde wahrgenommen haben. Alles unterzogen sie der Betrachtung ihrer Vernunft, entdeckten Wunder und Geheimnisse der Natur, ohne bei all dem die höhere Bestimmung erreichen zu können, weil sie in den Kreis ihrer Forschung Gegenstände aufnahmen, die ebenso wie sie selbst endlich und beschränkt sind. —

Sie waren freilich durch den Fortschritt der Zeit begünstigt, daß es ihnen vergönnt war Künste und Wissenschaften mehr als die Alten zu pflegen und zu fördern, aber sie blieben in der Gottes-Erkenntniß zurück und zwar aus dem Grunde, weil sie mehr ihre Aufmerksamkeit auf ihre Umgebung richteten, wodurch ihr Begriff von der Allmacht Gottes allmälig erschlaffen mußte, und je mehr sie sich im irdischen Kreise des menschlichen Wissens bewegten, desto ferner blieben sie von der erhabenen Lehre der himmlischen Weisheit, daher heißt es auch,

*) Selbst in Kunst und Wissenschaft machten die Alten enorme Fortschritte. Alles was sie in der Welt angetroffen, war unbebaut und roh, vieles noch gar nicht vorhanden. Sie mußten durch eigene Forschungen, Versuche, Alles von selbst schaffen. Daß sie ihre Werke zu der Stufe von Verfeinerung und Vervollkommnung nicht gebracht, wie wir sie jetzt haben, geschah aus Mangel mancher untergeordneten Wissenschaften, die die späteren Zeit-Verhältnisse hervorgebracht. Die Alten errichteten von selbst auf eignen Grundfesten eine herrliche Burg, die Neueren verschönerten sie mit lebendigem Colorit. Es verlosch das Andenken der Bauenden vor dem der Malenden, die Bauenden sind längst verschieden, die Maler werden immer Maler hinterlassen, die sich mit dem Gut der Todten schmücken werden.

die Ersten hatten einen tüchtigen Begriff von der Gottheit, die Späteren sammelten viele Kunde von der Menschheit, und so wie sie ihre Forschungen nur über Dinge anstellten, die ihrem beschränkten Fassungsvermögen zugänglich waren, so hielten sie da inne, blieben auf einem Punkte stehen, von welchem sie die Herrlichkeit Gottes nicht überschauen und ihre Begriffe von einem Welt-Urheber, von einer ewigen Vergeltung sich nicht entfalten konnten. Allein was ist mit der Gotteserkenntniß zu vergleichen und welche menschliche Weisheit kommt ihr nach? Gleicht sie etwa der Erfindung, vermöge deren das Getriebe durch den Dampf in Bewegung gesetzt wird? Nein. Die Späteren hatten keinen solchen Begriff von der Gottheit wie ihre Vorgänger, ebenso wie die Vorwelt keine Kenntniß hatte von der Naturwissenschaft der Jetztwelt. —

Jene alten Weisen lehrten das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Wohlthaten der Religion, diese theueren Güter, diese edelsten Steine des geistigen und religiösen Wohls vererbten sie auf uns, wer wird ihr schimmerndes Licht verdunkeln wollen? Ewig sollen sie glänzen und bis in die späteste Zukunft hinüberstrahlen. —

Die Alten verlebten ihre Tage zurückgezogen und einsam, ganz dem Studium der heiligen Schrift ergeben, nicht des Vortheils und der Eigenliebe wegen, sondern um die Wahrheit auf Erden zu verbreiten. *) Die Beweggründe ihres Wirkens sind

---

*) Daß die Alten Männer der Wahrheit waren, sich nicht von Eigenliebe, partheiischem Interesse verleiten ließen, erhellt aus ihren naiven Aeußerungen, in welchen sie ihre eigenen Schwächen ebenso wie die ihrer Vorfahren oder Nachkommen offen vor aller Welt bekannten. Abraham war der Erste, der an Gott glaubte, und er rechnete es ihm für eine Tugend (Genesis 15, 6.) Der Vers 8. daselbst verhehlt es aber nicht, daß er von Gott Beweise oder Zeichen verlangte. — Isaak, der Gott geopfert werden sollte, wurde durch das Wildpret verleitet (daselbst 25, 28.) Jakob der Fromme diente um ein Mädchen (daselbst 29, 18.) Selbst von Moses, diesem größten Mann, steht in Levit. 10, 17. er versah sich, und zürnte. Dieser göttliche Mann bekannte auch seine eigenen Schwächen, indem er sagt „ich bin von schwerem Munde und schwerer Zunge" (Exod. 4, 10.) Wenn es auch wahr ist, daß Moses unbeschnittene Lippen hatte, so könnte dieses nur verhindern, von ihm zu sagen: Anmuth fließt von seinen Lippen; welche Noth-

rein und über jeden Verdacht erhaben, ihre Worte, denen keine selbstische Absichten zu Grunde liegen, verdienen unbedingten Glauben,*) ihre Lehren sind die unmittelbaren Eingebungen Gottes, Niemand lehnt sich gegen dieselben mit frecher Stirn ungestraft auf. —

Unter den Neueren hat Mancher verderbliche Grundsätze durch seine Schriften verbreitet, aber sie gingen bald spurlos vorüber, weil sie nichts als Selbstsucht, Demoralisation und Lüsternheit bezweckten. —

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern gab es irreligiöse Menschen, die den Glauben der Väter angriffen und unterwühlten, allein Gott sendete einen rächenden Boten, der durch seine zermalmende Beredtsamkeit die menschliche Lästerzunge geißelte. —

Auch gegen uns Israeliten traten in vielen Zeiten gemeine und sittenlose Menschen auf, Gott aber entriß uns dem bodenlosen Abgrunde, der uns zu verschlingen drohte. O! lebten wir in den Monden der Vorzeit, wo ein Verkünder des

---

wendigkeit drängte sich aber auf, seinem Munde Fehler beizulegen? — Eben so die Sünde des israelitischen Sangmeisters (Samuel. 2. 11, 2.) wie die Verirrungen des weisesten aller Menschen (Regum 1, 11.) Dieser Geist der Wahrheit verpflanzte sich auch auf die Talmudisten, die ihre eigenen Mängel und Schwächen nicht verleugneten. Ich könnte dies aus einer unzähligen Menge talmudischer Stellen nachweisen, ich werde mich aber blos auf den einzigen nachfolgenden Beleg beschränken. Im Traktat Pesachim, Seite 94, heißt es „Die Weisen Israels behaupten, des Tages geht die Sonne unterhalb des Himmels, des Nachts oberhalb des Himmels." Die heidnischen Weisen hingegen behaupten „des Tages geht die Sonne oberhalb des Himmels und des Nachts unterhalb der Erde." Die letzte Behauptung ist richtiger als die erste. —

*) Frägt Jemand, warum sollen wir den Alten blindlings glauben? heißt es doch „der Thor glaubt alles" (Sprüche 14, 15.) Allein dies gilt blos dem Redlichen, daß er dem Betrüger nicht glaube, dem Manne der Wahrheit, daß er sich den lügenhaften Worten nicht zuwende, dem Vernünftigen, daß er auf dem Worte des Thoren nicht beruhe, aber es gilt nicht dem Betrüger, daß er den Worten des Redlichen nicht traue, nicht dem Lügner, daß er dem Manne der Wahrheit nicht glaube, auch nicht dem Thoren, daß er auf der Lehre der alten in Zurückgezogenheit lebenden Weisen nicht beruhe. —

göttlichen Worts oder sonst ein Weiser uns Moral predigte, sanft entquoll die Wahrheit ihren Lippen und Achtung ward ihnen zu Theil. — Nun kamen andere Zeiten und zwar weit schlimmere, wo Gesinnungslose, auf ihre Frechheit und Unwissenheit fußend, mit dem Stachel des Spottes bewaffnet, alles mit kaltem Hohne begeifern, giftige Pfeile der Lästerung abdrücken, Wuth und Rache sprühend. Wer das Interesse der Menschheit gegen solche Individuen vertritt, muß auf ehrende Anerkennung verzichten, denn er ist wenn auch nicht wie der Verleumder tadelnswerth, doch als Fürsprecher noch nicht lobenswerth. Und welchen Ruhm erndtet der vermeinte Held, der Spinnengewebe zerreißt? —

Halbwisser, gewöhnlich in maßlosen Dünkel befangen, haben von jeher in der Wissenschaft, Literatur und Religion gleichviel ob wissentlich oder unwissentlich viel Unheil gestiftet. Unter diese Zahl gehört H. Buchner, der Verfasser der Schrift „der Talmud in seiner Nichtigkeit.“ Derselbe hat sich in seinen früheren hebräischen Werken als ein Schriftsteller beurkundet, der durch die schlechte Behandlung der Sprache, durch eine untreue Auffassung des Originals, durch mangelhafte Quellenforschung und durch eine fehlerhafte Interpretation der heiligen Schrift dem Kenner der hebräischen Literatur von vorn herein kein günstiges Urtheil auf vorbezeichnete Schrift fassen ließ. — Sein Doresch tow, „der Beförderer des Guten,“ sollte heißen, ein Zerstörer des Guten, sein More lizdoko, „der Wegweiser zur Tugend,“ sollte heißen, Verleiter der Jugend, und sein Ozer Loschen hakodesch,*) das Wörterbuch der heiligen Sprache, ist eine Entweihung derselben. Jedem Leser mit ästhetischem Geschmack für hebräische Poesie sind jene Bücher abgeschmackt und fade wie Kohlschleim, sie gleichen den neu verdolmetschten

*) H. Buchner schreibt in seinem Ozer Loschen hakodesch unter Buchstab d „dugor“ bedeutet den Namen eines Geflügels z. B. Kore dugor (Jeremia 17, 11.) Die falsche Auslegung des ganzen Verses hat H. Buchner zur falschen Uebersetzung des Wortes verleitet. Das Wort „dugor“ bedeutet „ausbrüten“ wie es heißt „bokuh we dogra“ legt Eier und brütet sie aus (Jesaias 34, 15.) Das Wort „kore“ aber bedeutet „einen Kuckuk,“ wie es heißt „hakore behorim“ wie der Kuckuk auf Bergen (Samuel I, 26.) —

Poesien und scheinen sämmtlich in einer Werkstätte fabricirt zu sein. — Wenn H. B. in der hebräischen Literatur eine solche crasse Unwissenheit documentirt, so mußte dieselbe eine colossale Höhe in seiner Darstellung des Talmuds erreichen, welcher für ihn eine terra incognita ist. Jede Seite der erwähnten Schrift strotzt von Entstellungen, Verdrehungen, von boshaften Auslegungen, von wiederholten abgedroschenen Anfechtungen. Jede Seite wiederkäuet die von bekannten und unbekannten Judenfeinden bearbeiteten und verarbeiteten angeblich schädlichen Stellen der rabbinischen Schriften. Aber von dem allen abgesehen, erlaube ich mir folgende Fragen.

Erstens. Giebt es viele Werke, die dem Sturme der Zeit so lange getrotzt und ihr Ansehen bis heut zu Tage behauptet haben wie der Talmud?

Zweitens. Hat sich auch nur eine in ganz Deutschland und Frankreich von den zahllosen Anfeindungen des Talmuds stichhaltig bewiesen?

Drittens. Welches göttliche oder menschliche Recht wird im Talmud verletzt? welche heilige Bande der Sittlichkeit werden gelockert? welche gefährliche Grundsätze für die menschliche Gesellschaft werden gelehrt? Aus dem Folgenden wird sich dies klar herausstellen. — Aber nicht nur gegen den Talmud richtet H. B. seine giftigen Pfeile, das ganze Judenthum zeiht er unmenschlicher Gesinnungen. Gleich einem Gabot Amon und Amalek verdammt er seine sämmtlichen Glaubensgenossen, ohne zu bedenken, daß ihm das Schicksal eines Sebach und Zalmuna heimsuchen kann. — Mit der Emsigkeit eines Maulwurfs durchwühlt er den ganzen Rabbinismus oder vielmehr die ganze verrostete Rüstkammer der Gegner desselben, erhascht manche in einem so voluminösen Werke leicht aufzufindende lächerliche oder anscheinend nachtheilige, aber thatsächlich für die menschliche Gesellschaft unschuldige Stellen, und verdächtigt dadurch eine zahlreiche Menschenklasse, indem er dieselbe in den Augen ihrer christlichen Mitbrüder als staatsgefährlich denuncirt. Keinem der erklärtesten Feinde des Talmuds ist es gelungen, durch authentische Urkunden nachzuweisen, daß der Talmud das Unrecht gegen Andersgläubige beschönigt und noch weniger gestattet, im Gegentheil ist derselbe reich an den humansten Prin-

cipien, an wohlwollenden Gesinnungen, an Geboten jedem Mitmenschen ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß in der Noth beizustehen, seine traurige Lage zu lindern und ihn zu lieben wie sich selbst. — Giebt es im Talmud einzelne religiöse Gebräuche, die im schroffen Mißverhältniß zu unsern Sitten stehen, so muß man sie auf die Zeit ihrer Entstehung, auf die damalige Weltanschauung, auf die Umstände, unter denen sie eingeführt worden, zurückführen und erwägen, daß die Beziehungen der damaligen Juden zu den andersgläubigen Zeitgenossen, daß die gegenseitige Lage ganz anders gestaltet war als die gegenwärtige. Darum sagten die Altrabbinen in ihren rhapsodischen Lehrsätzen: „Richte deinen Nächsten nicht, bis du dich in seine Lage versetzt hast." (Pirke Abot 2, 4.) Uebrigens sind längst die Vorurtheile gegen den Talmud durch die competentesten Sachkenner siegreich bekämpft worden. Dieselben haben mit der Fackel der Kritik die Wahrheit beleuchtet, daß der Talmud nichts weniger als gefahrbringend ist, daß hingegen die grundlosen Klagen gegen denselben gefahrvoll sind, weil er einen integrirenden Theil des Judaismus bildet. —

Seit Jahrhunderten sind in verschiedenen Epochen Schriften aufgetaucht, die den Talmud feindselig aber erfolglos angriffen, die Lüge und Verleumdung mochten sich noch so breit machen, sie wurden doch zuletzt von der Wahrheit besiegt. Die Verfasser derselben waren entweder gegen ihre ehemaligen Glaubensgenossen von Rache gestachelt, welche sie dadurch am besten zu sättigen glaubten, indem sie Schmach auf den Rabbinismus häuften, indem sie Stellen aus dem Ganzen herausrissen, welche ihres Zusammenhanges beraubt, den Sinn entstellten und verwirrten, oder es waren christliche Fanatiker wie zur Zeit der Judenverfolgungen des 16ten und 17ten Jahrhunderts, die ihrer Religion einen Dienst zu leisten wähnten, oder endlich eitle Menschen die von Autorsucht gekitzelt, in Ermangelung aller Fähigkeiten im Gebiete des Wissens sich hervorzuthun, nach den wohlfeilen Waffen des Spottes griffen, um den Talmud lächerlich zu machen. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. In welche Kathegorie H. Buchner gehört, wollen wir dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen, so viel stellt sich aber aus seiner Schrift heraus, daß er die rabbi-

nische Gelehrsamkeit wie wir bereits oben erwähnt und es nachfolgend durch Belege nachweisen werden, nur an der Oberfläche geschöpft hat. —

Herr B. bemerkt in der Vorrede zu seiner Schrift Seite 1.: „Schon der Titel dieses Werkes spricht sich über den beabsichtigten Zweck desselben deutlich und klar aus.“ Diese Worte führen mich auf folgende Anekdote. Es brachte einst ein Landmann einen gar fetten und großen Hahn in einem Sack seinem Freund in der Stadt zum Geschenk. Unterwegs in der Herberge zog ein Dieb den Hahn aus dem Sack und, damit der Diebstahl nicht erkannt werde, steckte er einen Hund hinein. Der Landmann, der sich dessen nicht versah, setzte seinen Weg fort und brachte das Geschenk in das Haus seines Freundes. Dieser sammt seiner Frau und seinen Hausgenossen waren darüber sehr erfreut. Die Wirthin näherte sich sogleich dem Sacke, band ihn los, langte mit der Hand hinein und wurde durch einen Biß leicht verwundet. Da lachte sie laut auf und rief, wohl ist an dem Biß die Größe und Güte des Hahnes zu erkennen. Der Mann, durch ihre Worte getäuscht, trat an den Sack, zog den Inhalt heraus und sieh! es war ein Hund. — So wird oft das Publikum durch das Titelblatt eines Buches getäuscht. —

Daselbst. „Hätte ich hier oder da einen Fehler begangen, so rufe ich allen Sachkennern zu: lehrt mich, ich will schweigen, und was ich nicht weiß, das unterrichtet mich.“ Diese Worte verrathen den alten Mephistopheles, auf welchen folgender Satz der Rabbinen anwendbar ist: „Derjenige, welcher Unterricht im hohen Alter genießt, gleicht der Dinte, geschrieben auf radirtes Papier.“ (Abot 4, 25.) —

Seite 2. „Schweigen aber werde ich nach dem Grundsatze des Talmuds: „„Schweigen gleicht einem Geständnisse““ als ein solches ansehen.“ Hier nimmt H. B. die Halacha nachahmend, einen polemischen Anlauf. Man antworte mir oder nicht, ich will mich belehren lassen, oder ich sehe das Schweigen meiner Gegner als Geständniß an. Er versuchte hier das erste Mal den Pilpul (die Disputation), wußte aber die Streit-

fragen nicht durchzuführen. Ich will ihm also mit Folgendem entgegen kommen. An einer Stelle heißt es: „Antworte nicht dem Thoren in seiner thörichten Weise," (Prov. 26, 4.) auf einer andern Stelle heißt es: „Antworte dem Thoren nach seiner Thorheit" (Prov. daselbst 5.); das erste bezieht sich auf menschliche Gegenstände, das zweite hingegen auf göttliche (Sabat 30.) Und da alles, was Herr B. in seiner Schrift vorträgt, weder auf menschliche noch auf göttliche Weisheit basirt ist, so bleibt sein Vortrag, er mag eine Erwiederung finden oder nicht, eine Thorheit. —

Daselbst. „Was die Behauptung betrifft, daß der Talmud die Bande der heiligen Moral auflöst, so will ich den Ausdruck „Moral" genauer bestimmen. Ich verstehe darunter eine auf schriftmäßiges Glaubensbekenntniß gegründete reine Menschenliebe ohne Unterschied der Religion und Abstammung."

H. B. verdächtigt die Moral des Talmud oder vielmehr spricht ihm dieselbe ganz ab. Im Gange meiner Beleuchtung wird der Talmud selbst sprechen, woraus deutlich hervorgehen wird, daß er der Bewahrer der reinsten Moral, der ächtesten Nächstenliebe und der höchsten Toleranz ist. —

Erster Abschnitt.

Seite 1. „Wenn wir einen gewöhnlichen Juden fragen, warum er an allen Werktagen des Morgens beim Gebet Tephilin (Gebetriemen) anlegt, so wird er ohne sich zu bedenken antworten, dieser Gebrauch wird von allen Juden als eine heilige und religiöse Ceremonie streng beobachtet u. s. w. — Richten wir diese Frage aber etwas umständlicher an einen des Talmuds kundigen Juden und verlangen von ihm den Grund zu wissen: warum man die vier Parschoth (die vier Bruchstücke aus dem Pentateuch, die den inneren Raum der Tephilin ausfüllen) der um den Kopf gebundenen Tephilin, auf vier Stücke Pergament schreibt und in eben so viele Abtheilungen legt, die vier Parschoth aber der um die Hand gebundenen Tephilin nur auf ein Stück geschrieben und in eine Abtheilung gelegt werden, so antwortet er in seiner Einfalt u. s. w."

H. B. hätte sich nicht vermessen, eine der heiligsten Ceremonien des Judaismus so keck in Frage zu stellen und ins Groteske zu ziehen, wenn er mit den Worten des Maimonides vertraut gewesen wäre. Es heißt More Nebuchim Buch 3, Seite 52: „Ich habe den Ewigen immer vor Augen.“ (Psalm 16, 8.) Das ist eine Hauptregel der Thora und eine Cardinal-Tugend des Frommen, denn sobald der Mensch einen Allerhöchsten Regenten sich denkt, dessen Majestät seinen Handlungen überall zugegen ist, so wie es heißt: „wenn sich Jemand verbürge im Verborgensten, würde ich ihn nicht sehen? ist der Spruch des Ewigen“ (Jerem. 23, 24), alsdann gelangt er zur Ehrfurcht und Pietät.“

Um diese Wahrheit in des Menschen Herzen einzuprägen, damit sie unverbrüchlich bleibe, haben alle Gesetzgeber bei allen Nationen Symbole und Merkmale, religiöse Vorschriften und Gebräuche festgesetzt, die alle dahin zielen, dem Menschen stets in Erinnerung zu bringen, daß es einen Gott giebt, einen Richter im Himmel, dessen Auge allgegenwärtig ist. —

Die Religion ist nicht für Engel im Himmel, sondern für Menschen auf Erden gegeben, für Menschen, die von der Wiege bis zum Grabe Drangsale und Leiden ununterbrochen begleiten, daher ward auch die Religion ihrer Natur, der Beschaffenheit ihres Herzens angepaßt. Geschieht es nun, daß der Mensch um minder wichtige Gegenstände in seiner Erinnerung zu bewahren, verschiedene Denkzeichen sich formt und bildet, die seinem Innern entsprechen, warum soll dies bei jenem erhabenen Moment wie die Tephilin ausbleiben, das uns an ein einiges Wesen erinnert, an die Vorsehung und Belohnung, die die Glückseligkeit des Menschen bezwecken? —

Lasset uns einmal die Tephilin öffnen, um den Inhalt kennen zu lernen: „Höre Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiges ewiges Wesen, du sollst den Ewigen deinen Gott lieben u. s. w. (Deut 6, 4.)“ Ferner: „Werdet ihr also meinem Gebote gehorchen u. s. w.“ (daselbst 11, 13.)

Aehnlichen Symbolen begegnen wir bei allen Völkern, sowohl in den alten als neueren Zeiten. Entkleidet man die Religion ihrer äußeren Zeichen, so wird sie zum Skelet. Die religiösen Criterien finden wir, wenn nicht wie bei den Juden

an der Stirne und dem Arme, an andern Stellen; Gott verkündet den schwachen Augen des Menschen seine Größe durch äußere, unsern Sinnen zugängliche Kundgebungen, er will also auch durch äußere Gebräuche, die nur den Indifferenten und dem beschränkten Verstand des Zweiflers lächerlich erscheinen, verehrt werden. —

Bei Anlegung der Tephilin sagt der Jude folgendes Gebet: „Bei Anlegung der Tephilin denke ich an die Erfüllung der Gebote meines Schöpfers, die in den 4 Abtheilungen (Parschoth) nämlich Höre Israel (Deut. 6, 4.) wenn du meinen Geboten gehorchen wirst (11, 13.) heilige mir jeden Erstgebornen (Exodus 13, 1.) wenn dich der Ewige dein Gott in das Land dahin bringen wird (11, 17.) enthalten sind, die uns die Einheit Gottes lehren, daran erinnern, daß wir eingedenk seien der Wunderthaten Gottes, die er uns erwiesen hat bei dem Auszug aus Egypten, daß sein ist die Macht im Himmel und auf Erden, alles nach seinem Willen zu lenken, daß er uns befohlen hat das Zeichen auf der Hand anzulegen zum Andenken an seinen ausgestreckten Arm, wie es beim Auszug aus Egypten heißt (Exod. 6, 6.), und weil diese zum Herzen zugewendet ist, so sollen wir alle Gelüste und Neigungen unsers Herzens dem Gottesdienste unterwerfen. Auch befahl er uns auf die Stirn anzulegen, die dem Sitze des Gehirns gegenüber liegt, damit wir auch alle unsere Sinne und Seelenkräfte dem Gottesdienste weihen u. s. w." Aus dieser Darstellung geht hervor, daß H. B. ohne den Geist des Gesetzes aufzufassen und ohne Kenntniß der Quellen unwillkührlich dem gemeinen Juden die Antwort in den Mund legt (Seite 1,) die auf Glaube und Vernunft sich gründet. —

Ueber die Lage und Ordnung der Parschoth ergeht sich H. B. in Tiraden, welche mit der Erklärung heiliger Gebräuche unvereinbar, und durch den gemeinen lächerlichen Ton, den er annimmt, zu abgeschmackt sind, um einer Erwiderung würdig zu sein. —

Wenn volksmäßige Sagen, die sich in das Dunkel der Zeiten verlieren, trotz ihrer Wunder sich bis auf die spätesten Geschlechter civilisirter Nationen fortpflanzen und Glauben finden, warum sollten religiöse, durch Jahrhunderte sanctionirte

Gebräuche, die wie beispielsweise die Anlegung der Tephilin mit ihren Parschoth, eine tiefe symbolische Bedeutung enthalten, nicht dasselbe Vorrecht genießen und dem Gedächtniß der Frommen gegenwärtig bleiben? H. B. der in der Mission, den Talmud in seiner Nichtigkeit darzustellen, einen reichen Lohn findet, indem er über denselben die scharfe Lauge seines Witzes ausgießt, zeigt uns deutlich bei Gelegenheit seiner Kritik des Tephilin, daß das Symbol den Kreis seiner Fassungskräfte überschreitet und statt den Talmud, stellt er sich selbst in seiner Nichtigkeit dar. —

Seite 4. „Suchet auch ihr unbefangen die Wahrheit, so wird die Gnade Gottes euch leiten und von euch abnehmen die Hülle der Thorheit, die seit so vielen Generationen eine Scheidewand zwischen euch und seinen heiligen Lehren bildet."

Unter Hülle der Thorheit versteht H. B. vermuthlich einen Nebel, der die Klarheit unseres Blickes verdüstert. Wer giebt ihm aber das Recht, uns glauben zu machen, daß er selbst hell sieht? Er wähnt, nach den Worten der Cabala, alles zu sehen ohne selbst gesehen zu werden (Roe weene nere), während er nichts sieht, und von Andern blos gesehen wird. Sein Tadel der Tephilin zeigt deutlich, daß er selbst von der Blindheit des Vorurtheils geschlagen ist. —

Zweiter Abschnitt.

Seite 13. „Wir wollen untersuchen, ob der Talmud mit den Lehren der Offenbarung und mit der gesunden Vernunft, die ebenfalls eine göttliche Mittheilung ist, bestehen kann. Es wird erzählt (Numeri 9, 6), daß einige Männer, die durch einen Todesfall verunreinigt wurden, sich vor Moses und Aaron gestellt haben, um von ihnen zu hören, auf welche Weise es doch möglich sei, nicht von der Theilnahme an der Darbringung des Passahopfers ausgeschlossen zu werden? Die Schrift sagt uns bei dieser Gelegenheit, daß Moses ihre Frage Gott vorgelegt habe, und daß sie von ihm entschieden worden ist."

„Sollte nun Gott, als er Moses das Gesetz gab, mündlich gelehrt haben, wie man sich in besonderen Fällen, die in Be-

zug auf das Gesetz vorkommen, zu verhalten habe, warum wurde für am Passahfest verunreinigte Personen nicht auch eine Bestimmung angegeben? Auch die Frage der Töchter Zelofchod's (Numeri 27, 1.) wurde nach einem, von Gott besonders darüber ertheilten Befehle, entschieden. — Ferner wird erzählt (Levitic. 10, 16.), daß der große Prophet über Aaron und seine beiden Söhne sehr unwillig war, weil sie das Sühnopfer nicht am heiligen Ort gegessen, und beruhigte sich erst dann, als ihm Aaron sagte, daß es Gott nicht wohlgefällig sein könnte, wenn er in tiefer Trauer über seine Kinder Heiliges gegessen hätte. — Sollte nun Moses, von dem Aaron das Gesetz erst lernte, nicht gewußt haben, daß ein Priester am Sterbetag seines Kindes kein Heiliges essen dürfte?" —

Abgesehen davon, daß H. B. hier nicht von der Nichtigkeit des Talmuds, wie sein ursprüngliches Vorhaben war, spricht, sondern die Thora selbst, das älteste und heiligste Dokument der Menschheit, anfeindet, erwiedere ich: Diese drei Fragen sind ebenso sinn- als grundlos, denn die Thora ist nicht das Werk eines Moments, nicht für Engel, sondern für Menschen gegeben, sie muß sich auch dem Fassungsvermögen des Menschen bequemen. Jedes Gebot erfolgte unter gewissen Beziehungen auf Ort und Zeit. Das Gebot des ersten Passahopfers mit allen Einzelheiten wurde in seiner Zeit anbefohlen, und da in spätern Zeiten Fälle vorkamen, wo die Unreinen dieses Fest nicht feiern konnten, so mußte für dieselben ein zweites Passahopfer bewilligt werden. So verhielt es sich auch mit dem Gebote von dem Antheil der Töchter an dem Nachlaß der Eltern, wie auch mit dem Genuß des heiligen Fleisches an Trauertagen. —

Seite 14. „Uebrigens wäre es auch gar nicht zu erklären, warum das mündliche rabbinische Gesetz, wenn wirklich eins vorhanden wäre, dem schriftlichen nicht beigefügt worden ist, und dem untreuen Gedächtniß, wo es leicht in Vergessenheit gerathen konnte, anvertraut wurde?"

Ich muß hier H. B. einen kurzen Unterricht über den Inhalt und Zweck der mosaischen und rabbinischen Gesetze ertheilen. In allen Bestimmungen der Thora, sie seien entweder deutlich erklärt oder in flüchtigen kurzen Umrissen angedeutet;

in allen Gesetzen, die von Moses mündlich überliefert, wie auch in denen die in spätern Zeiten von den Aeltesten des Volkes zur Zeit des Talmuds oder später gegeben worden, (es geschah dies durch Disputation, Uebereinkunft und Schlußfolgerung aus der Thora,) findet man nirgends ein Gebot für „Diebstahl, Mord und Unzucht" wie auch kein Verbot gegen „Wohlthat, Gastfreundschaft und Krankenpflege." —

Die meisten Gesetze behielten ihre Geltung bis auf den heutigen Tag, andere die nur eine transitorische Bestimmung hatten, übten keinen nachtheiligen Einfluß, mit dem Erlöschen der Periode für welche sie bestimmt waren. Die veralteten, für die damalige Zeit geltenden Gebote, statt nachtheilig zu wirken, frommen auch jetzt noch dem religiösen Interesse. Manche tragen noch das Gepräge uralter Institutionen, andere wieder vergegenwärtigen die Heldenthaten der Vorwelt, entreißen sie dem Zahne der Zeit und verewigen sie in unserer Erinnerung. Solche Erinnerungen, die die Werke der Väter den Nachkommen überliefern, können nur von heilsamer Wirkung sein, sie kräftigen die Religion, stärken den Glauben und beleben aufs Neue den heiligen Bund im Volke. — Die uralten Gebote unterliegen keiner Modifikation. Alle Gesetze und Vorschriften der Enthaltsamkeit, die den Israeliten wie mit einer Kette an Hand und Fuß fesseln, bezwecken sein zeitliches und ewiges Wohl, indem der Mensch, jemehr er die irdischen Gelüste bekämpft, destomehr seine Glückseligkeit begründet, Segen und Frieden für sich und seine Nebenmenschen fördert. —

Erwächst nun aus allen diesen Gesetzen und Vorschriften dieser einzige Vortheil für den Menschen, so ist schon ihr göttlicher Ursprung nicht zu verkennen und sie stehen als Gottesspruch unerschütterlich fest. Es ist also nicht abzusehen, wohin H. B. eigentlich mit seinem sarcastischen Spott hinaus wollte. Zu welchem Ziele könnte es ihn führen, ob die Gesetze und die Gebote alle unmittelbar von Gott, von Moses oder von den Rabbinen herrühren oder nicht? Steht es einmal fest, daß die Gebote nichts Schädliches befehlen, wie die Verbote nichts Vortheilhaftes verbieten, so sind sie alle, gleichviel ob sie von einem Engel oder Menschen, von einem Riesen oder Zwerg ausgehen, über allen Tadel erhaben. —

Dritter und vierter Abschnitt.

Seite 24. kommt Herr B. wieder auf die ihm verhaßten Tephilin zurück, indem er sagt: „Ferner waren die Juden zur Zeit des Talmuds verpflichtet, die Tephilin den ganzen Tag zu tragen, und so müßte dies, auch wenn das Gebot darüber von jeher existirt hätte, zur Zeit der Propheten und der großen Synagoge gewesen sein. Nun aber erzählt uns die Schrift, daß die Schiffer den Propheten Jonas fragten, von welcher Nation er sei (Jona 1, 8.). Hätten doch die Schiffer die Nationalität des Jonas an den Tephilin erkennen können und nicht nöthig gehabt ihn zu fragen, von welchem Volke er sei?" Die Absurdität dieser Schlußfolgerung liegt auf der Hand. Die Ursachen können mannigfach gewesen sein. Jonas verrichtete vielleicht ein Bedürfniß, welches ihn die Tephilin abzulegen veranlaßte, so daß er bei dem schnellen Absegeln des Schiffes keine Zeit mehr hatte, dieselben wieder anzulegen. O! Leser, sei nachsichtig gegen H. B., aber auch zugleich gegen mich, daß ich mit einem albernen Raisonnement desselben deine Geduld mißbrauche. H. B. fragte mit dem Verstande einer fliegenden Henschrecke, und ich antwortete ihm mit dem Wissen eines Knäbleins, welches sie verfolgt und seine Mütze ihr nachwirft, um sie zu fangen. —

Seite 25. Es wiederholte Herr B. dieselbe Frage bei Mordechai in Susan, von dem die Dienerschaft des Königs Ahasveros und Hamans nicht wußten, von welchem Volke er sei. — Seit Esther in das königliche Haus genommen worden und Mordechai von der Zeit an das Thor des Königs nicht verließ, so mußte er zu verschiedenen Zeiten des Tages und im Verborgenen die Tephilin anlegen, weil man ihn in das königliche Thor mit seinen Gebetriemen nicht hereingelassen hätte. Darum konnte Haman nicht wissen, daß er Jude sei, ebensowenig wie H. B. weiß, was der Jude ist. — In seiner Einleitung zum fünften Abschnitt, S. 30., ergeht sich Herr B. in bitteren Klagen gegen den Talmud, welcher nach seinem Dafürhalten durch die vielen Ceremonien den Juden von dem weltlichen Treiben ablenkt, um sich ausschließlich ins beschauliche Leben zu vertiefen. In diesen Klagen liegt vielmehr ein Ver-

dienst, welches H. B., wäre er gerecht und von religiösen Gefühlen geleitet, anerkennen sollte. Der Jude wie jeder Andere von sinnlichen Gelüsten verlockt, von unsäglichen Trübsalen heimgesucht, würde der Verzweiflung zum Opfer fallen, wenn er nicht in sich kehrte, wenn er nicht im beschaulichen Leben einen Stützpunkt fände. Diesen zeigt ihm der Talmud, ohne ihn dadurch der Wissenschaft zu entfremden. Daß der Talmud in der That zur Pflege der Wissenschaft auffordert, erhellt aus dem Umstand, daß die Israeliten während des Mittelalters nächst den Arabern am meisten die Wissenschaft anbaueten. Aber historische Thatsachen sind Herrn B. unbekannt, oder er übergeht sie absichtlich mit Stillschweigen, um desto leichter den Talmud in den Schlamm des Lächerlichen herabzuziehen. —

Sechster Abschnitt.

Seite 25 bis 41. Nach der Meinung des H. B. hat die Thora nur Hauptarbeiten am Sabath verboten, das heißt große und schwere Arbeiten, die den Körper belästigen, alle kleinere und leichtere Verrichtungen seien erlaubt. Er belehrt uns aber nicht, was man unter schwerer, was man unter leichter Arbeit versteht. Wir wollen also das Verbot der Arbeit am Sabath einer nähern Betrachtung unterziehen. — Der Mensch ist zu einem Leben voll Beschwerden bestimmt, Schmerzen und Leiden preisgegeben, genießt sein Brod im Schweiße seines Angesichts, ringt beständig mit den Bedürfnissen des Moments, gönnt sich selten Ruhe, vergißt selbst, daß er Mensch sei, versäumt seine Pflichten gegen Gott und seinen Nächsten, und sinkt oft zum Thier herab. Doch nein! du Ewiger, hast den Menschen von Anbeginn ausgezeichnet und ihm den Vorzug unter den Thieren eingeräumt, hast dem Israeliten den siebenten Tag, den heiligen Sabath als einen Tag der Ruhe und Geschäftslosigkeit gegeben, an welchem er erkenne, daß diese Ruhe dein Geschenk ist, und dadurch deinen Namen heiligt. In diesem Ruhetag liegt etwas Erhebendes für den Menschen, mehr als für alle andere Wesen, an diesem Tage pflegt der Mensch häusliche Ruhe, sieht sich umgeben von den Seinigen,

die er vielleicht an den 6 Arbeitstagen vermißt hatte, und freuet sich ungemein, preiset aber auch die gebenedeite Allmacht durch liebliche Klänge, und läßt ertönen heilige Lieder zu Ehren des urewigen Weltherrschers. Allein der Mensch hätte gewiß am Sabath keine solche ungestörte und ununterbrochene Ruhe in seiner Behausung pflegen können, wenn nicht seine Hände und Füße durch das Verbot der Arbeit gleichsam gefesselt wären, damit er nicht das kleinste Saamenkörnchen zwischen den Fingern zerreibe und nicht einen Schritt über die ihm vorgezeichnete Sabathgrenze (Tchom Schabos) thun und, daß er endlich seine Zunge zügele um nichts Eitles zu sprechen. Die Ruhe der Hand, des Fußes und des Mundes sind alle drei durch den Propheten Jesaia angedeutet worden in dem Vers: „Wenn du den Sabath einen Freudentag nennst und den dem Jehova heiligen Tag in Ehren hältst, so in Ehren, daß du deine eigenen Wege nicht gehest, nicht an demselben thuest was dir gefällt, auch nicht leere Worte redest, dann wirst du dich an Jehova vergnügen (Jesaias 58, 13.) Diese Stelle hat H. B. bei einer Gelegenheit selbst citirt (Seite 42.) gleich einem Blinden, der Etwas zeigt, ohne es selbst zu sehen. Da nun die ungestörte und friedliche Ruhe nicht nur die Unterlassung der großen und schweren Arbeiten, sondern die Enthaltung von minder wichtigen und leichtern Verrichtungen durchaus bedingt, so ist es rathsam solchen Ruhetag in seiner Wohnung still und friedlich zuzubringen, damit man sich in sein Inneres verschließe, und nicht schaue den blendenden Glanz der Welt. Alsdann geht der Mensch in sich, erkennt Gott seinen Schöpfer, und seine Lippen preisen den ganzen Tag Gottes Herrlichkeit. Eine solche Sabathfeier kann nur die Thora befriedigen. So feiern auch die religiösen Israeliten bei Beobachtung der kleinsten und geringsten Befehle den Sabath still und vergnügt, ein jeder unter dem Dache seines Hauses, mit dem Lesen heiliger, erbauender Schriften beschäftigt. Selbst die Hausfrau betet emsig aus ihrem Gebetbuch. Auch meidet ein jeder an diesem Tage die, sinnlichen Vergnügungen gewidmeten Oerter. Heilige Lieder stimmt ein jeder dem Ewigen zu Ehren an. Lobgesänge als: Gelobt sei Gott Tag für Tag, der uns Heil und Hülfe verleihet u. s. w. (Gesänge am Sabath.) —

Seite 41. „Mit den Füßen kann man sich leicht gegen den Sabath versündigen, indem man Gras im Gehen zertritt.“ — Diese gesetzliche Bestimmung ruft eine Disputation unter den Talmudisten hervor (Erevun. S. 100.), aus welcher sich das Resultat ergiebt, daß das Gehen auf dem Grase erlaubt, hingegen das Ersteigen eines Baumes verboten sei. H. B. verwechselt in seinem unklaren Verständniß des Textes die Disputation mit dem Gesetze. —

Daselbst. „Auch mit den Händen kann man sich leicht gegen den Sabath versündigen, wenn man Früchte anrührt, deren Farbe Spuren auf den Händen zurückläßt.“ H. B. in seiner bemitleidswerthen Verlegenheit eine Stelle herauszufinden, wodurch er den Talmud blosstellen konnte, oder auch in seiner tragikomischen Wuth gegen die Sabathfeier, die ihn gewiß als einen Gegner des Talmuds nicht belästigt, glaubt durch obiges Citat dem Talmud den Todesstoß zu geben — parturiunt montes mus nascitur. —

Seite 43—46. „Man darf am Sabath einer Nichtjüdin in der Entbindung nicht beistehen, selbst für Belohnung nicht, dieses grausame das Menschengefühl empörende Verbot fließt aus dem Talmud (Abada Sara 26. 1.). — Abgesehen davon, daß dieses zur Zeit der religiösen Verfolgungssucht, bei anderen Sitten, anderen Gewohnheiten, bei der niedrigsten Culturstufe erlassene Verbot heutzutage, wo ganz andere Verhältnisse obwalten, kein Ansehen mehr genießt, zeigt H. B. nichts destoweniger, daß er das Allegat in seinem Urtexte nicht verstand oder nicht verstehen wollte. In der oben angeführten Stelle heißt es im Texte ganz deutlich (akum) Götzendiener, selbst der Traktat des Talmud, aus dem die Stelle hergeleitet ist, sagt schon in seinem Titel (Abada Sora) „der Götzendienst,“ daß hier blos von der Anbetung und Verehrung der Götzen und Bilder abgehandelt wird. — H. B. aber entblödet sich nicht in seiner systematischen Opposition gegen den Talmud das Wort „Akum“ ganz unumwunden mit „Nichtjude“ zu bezeichnen. Aus dieser bewußten oder unbewußten Verdrehung oder Entstellung des Wortes, welches jedem mit dem rabbinischen Idiome auch nur oberflächlich Vertrauten bekannt ist, schmiedet sich H. B. eine scharfe Waffe gegen seine Glaubens-

genossen, um sie in den Augen ihrer christlichen Mitbrüder zu verdächtigen, welches jeden Unbefangenen um so schmerzlicher verletzt, als H. B. selbst zweifelsohne von dem Ungrunde seiner Klage überzeugt ist, und man bei ihm das Bewußtsein voraussetzen kann, wie dieses vermeintliche Verbot den natürlichen Gefühlen der von gleicher Liebe für ihre Mitmenschen ohne Unterschied des Glaubens beseelten Israeliten widerstrebt. Die oben angeführte Stelle des Talmuds steht nicht als Gebot dar, welches dem Israeliten befiehlt an die Gebährerin Hand zu legen, und ihre Leibesfrucht zu tödten, sie weist blos auf das negative Verfahren (scheb al tase) hin, der heidnischen Frau zur Entbindung nicht behülflich zu sein. Es mag die Leibesfrucht wie eine Fehlgeburt keine Sonne schauen, keinen Tag begrüßen. Sie mag im Schoße der Erde sanfte Ruhe finden, statt im Mutterschoße geliebkoset und erzogen, später in ihren kaum angebrochenen Frühlingsjahren von Vater und Mutter ergriffen, dem Holzstoß zugeführt und dem Moloch geopfert zu werden, daß die Feuerflamme ihr zartes und pochendes Gebein in einem Nu verzehre und in Asche verwandle. — H. B. der über dieses Verbot eine Empörung des Zartgefühls kund giebt, erscheint Seite 55 so grausam, daß er die Strenge der Todesstrafe rechtfertigt, die nach einem positiven Verfahren (kum wa asei) der mosaischen Gesetze den Israeliten traf, wenn er auch nur das kleinste Verbrechen sich zu Schulden kommen ließ, und sucht den Grund in dem großen Hange des damaligen israelitischen Volkes zum Götzendienst, der es lange Zeit beherrschte. — Wollte H. B. dem Talmud Gerechtigkeit widerfahren lassen, so könnte er denselben Grund der Strenge bei jenem rabbinischen Gesetz geltend machen, das seiner Sensibilität zuwider ist, da er dies nicht gethan, so hat er Ungerechtigkeit, schwache Logik oder schwaches Gedächtniß an den Tag gelegt. —

Seite 46. „Sind nicht die Vernunft und die Gnade Gottes, die den Wahrheit suchenden ihren Beistand nicht versagen, die allerwirksamsten Mittel unsere Nebenmenschen von Irrthümern abzuführen und auf den Weg der Wahrheit zu leiten? Werden wir nicht den Heiden der das Glück nicht hatte im Lichte der Offenbarung die Welt zu betreten, weit leichter

durch Sanftmuth und Güte für die wahre Religion gewinnen?"

Seite 47. „Von der Pflicht einen Heiden zu belehren, und durch Zurechtweisung und freundliche Ermahnungen zu bessern, finden wir weder im Talmud noch in irgend einem rabbinischen Werke etwas, überall wird Härte gegen „Nichtjuden" erlaubt und in gewissen Fällen sogar zur Pflicht gemacht." — H. B. beginnt mit dem Heiden und endigt mit dem „Nichtjuden." Er geräth daher in ein Wirrsal von Gotteslehre und Menschenlehre, ohne den wesentlichen Unterschied aufzufassen. Was die Gotteslehre betrifft, so giebt es weder im Talmud noch in den andern cabalistischen Büchern irgend ein Gebot, einen Ungläubigen oder Andersglaubenden zur jüdischen Religion zu bekehren. Im Gegentheil es heißt ausdrücklich: „wenn ein Renegat kommt und sich bekehren lassen will, so frägt man ihn, was bewegt dich dazu, daß du dich bekehren lassen willst? (Trak. Jevamus 47, 1.), damit man erfahre wie er denkt, und ob ihn Ueberzeugung oder Schwärmerei zu diesem Schritte führe. Diese Frage ergiebt sich von selbst vermöge der einfachen Regel der gesunden Vernunft. Denn ist der zu bekehrende ein tugendhafter und frommer Mann, führt er einen redlichen Lebenswandel in dem von seinen Vätern überkommenen Glauben, warum soll er denselben mit einem andern wenn auch besseren vertauschen? Mit der Verleugnung seines Glaubens könnte er auch die mit demselben gleichzeitig aufgenommenen Tugenden verleugnen. Ist er hingegen ein boshafter und ruchloser Mann, so wird die Religion, in die er eingeweihet werden soll, dadurch ebensowenig verherrlicht, als er durch den Uebergang gebessert werden. Er wird wie zuvor in seinem Frevel beharren, die Weihe wird ihn nicht reinigen. Kann ein Mohr seine Haut wandeln und ein Parder seine Flecken, so könnt ihr Gutes thun, Eingeübte in der Bosheit (Jeremia 13, 23.) — Was aber die Menschenlehre, d. h. die gegenseitigen Rechte und Pflichten der menschlichen Gesellschaft betrifft, so überströmt der Talmud fast in jedem Traktate von Vorschriften und Gesetzen, welche die reinste Menschenliebe, Barmherzigkeit, Sanftmuth und Güte athmen. Nächstenliebe, Schonung und Milde empfiehlt der Talmud für

alle Menschen, selbst für einen Götzendiener, sobald derselbe durch seine Sitten die Existenz der menschlichen Gesellschaft nicht gefährdet. Und wer an ein einziges Wesen glaubt, theilt brüderlich alle Gerechtsame und Ansprüche Israels, genießt das Recht, sich von und durch Israel zu ernähren, sein persönliches Interesse zu fördern und seinen Wohnort unter Israel gleich einem Eingeborenen aufzuschlagen. (Maim. halachot abadim 10. Abschn., Molochim 6. Abschn., Mechuro 18. Abschn., Nechulot 6. Abschn.) — Der Talmud empfiehlt Mitleid und Sanftmuth nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen die Bewohner der Luft, wie es heißt: „Das Quälen der Thiere ist nach dem Gesetz verboten (Baba Mezia S 32.) Man soll eher daran denken dem Thiere die Nahrung zu reichen als sich selbst (Gitun S. 62.), und zwar aus dem Grunde, weil es in der Schrift heißt: „Er erbarmt sich seiner Werke alle" (Psalm 145, 9.) Diese humanen Grundsätze des Talmuds können nicht umhin, mit dem Hinblick auf die Zeit der Geistesfinsterniß, in welcher derselbe verfaßt worden, auch den Nichtjuden mit Ehrfurcht und Bewunderung für ihn zu erfüllen. Solchen edlen und sanften Gesinnungen begegnen wir überall im Talmud. Schwer dürfte es fallen sie alle anzuführen, der Raum meines Werkchens kann sie unmöglich fassen. Ich behalte mir aber am Schlusse dieses zwei Citate vor zur noch bessern Begründung meiner Behauptung von der Denkweise des Talmuds über die Nächstenliebe. Sie sind ein würdiges Denkmal der reinsten Humanität des Rabbinismus und zugleich der sprechendste Beweis von der Grundlosigkeit der Buchner'schen Darstellung des Talmuds. —

O Leser! wenn auch H. B. so vorlaut ist, wenn er die Posaune ergreift mit Citaten aus dem Talmud, die den Zartsinn jedes Nichtjuden wie Schwerdtstreiche verletzen, die aber nicht, wie H. B. sagt, gegen Nichtjuden, sondern gegen Heiden, und auch nicht gegen diese insgesammt, sondern gegen einzelne Individuen gerichtet sind, und zwar gegen solche, die reißenden Thieren gleich der menschlichen Gesellschaft Angst und Schrecken einflößen; so glaubet nicht, daß hinter diesem Trompeter ein Heer fürchterlicher Tendenzen und gefährlicher Grundsätze des Talmuds einherzieht, die etwa alle Nichtjuden mit der

Schärfe des Schwerdtes zu vertilgen drohen. Nein! glaubt es nicht. Einsam zieht H. B. als Trompeter einher, ohne Gefolge, ohne Armee, hinter ihm friedliche Stille, heilige Ruhe, Milde und Sanftmuth. — Es gab im Alterthum ein freies Land, das kein Militair unterhielt, und so oft es zum Kampf herausgefordert wurde, legten alle Einwohner des Landes Schwerdter an, waffneten sich mit Dolch und Bogen, um ihrem Feind entgegen zu ziehen. Ein jeder aber konnte nach Belieben seinen Posten wählen, er konnte sein: Fußgeher, Reiter, Fähndrich, Trommler oder Trompeter. Als ihnen einst Krieg erklärt worden, beriefen die Vorsteher des Landes alle Einwohner, um sie zum Feldzug zu ordnen. Als der Erste der Sitte gemäß gefragt wurde, welchen Posten er wähle, äußerte er den Wunsch Trompeter zu sein, und er wurde gleich als ein solcher in's Militärregister eingetragen. Der Zweite wurde gefragt und wünschte dasselbe, es mußte ihm also auch zugestanden werden, und so ging es mit dem Dritten und Vierten bis zum Letzten der Bürger. Was zu machen? Sie mußten dergestalt zu Felde ziehen. Als der Feind diese Menge Trompeter wahrnahm, hatte er Angst im ersten Augenblick, denn er schloß auf eine unzählige Menge Krieger, die da erst folgen. Nachdem er sich aber etwas besonnen, bemerkte er, daß es einzig und allein Trompeter wären, ohne einen Krieger in ihrer Mitte oder hinter sich zu haben. — Diese Bewandniß hat es auch mit H. B., er erscheint einzig und allein als Trompeter, hinter ihm ist kein Schild, kein Spieß sichtbar unter den Miriaden Israels. —

Seite 48. H. B. bekrittelt das Verbot, welches dem innerhalb seiner Wohnung sich befindenden Israeliten verbietet, am Sabath dem draußen stehenden Armen etwas darzureichen (Sabat. 1.), wiewohl Almosen das zeitliche und künftige Glück verbürgt. — Der Grund dieses Verbots liegt darin, daß sich der Arme nicht gewöhne in den Straßen herumzutreiben und an den Thüren zu betteln. Er soll nach Verlauf der sechs Arbeitstage den Ruhetag, wenn auch in seiner niedrigen Hütte von Frau und Kindern umgeben, zubringen. Für seine Nahrung haben die Aeltesten Israels schon gesorgt, indem sie es den Israeliten zur Pflicht machten dem Armen zu helfen, daß

er am Ruhetag keinen Mangel leidend, Ruhe und Behaglichkeit genieße. Der Talmud ist reich an den auf Wohlthätigkeit Bezug habenden Vorschriften. Auch Nehemia in seinem Buche (8, 10.) sagt: „Esset fettes und trinket würziges und sendet dem Gaben, dem Nichts bereitet worden, denn dieser Tag ist heilig unserm Herrn.“ Es heißt also, man soll dem Armen die Gaben zusenden, damit er in den Straßen Niemandem zur Last falle und von Thür zu Thür ein Stückchen Brod sich erbettle. Solche Verordnungen herrschten unter Israel an allen Orten und zu allen Zeiten. —

Daselbst. „Noch ein grausames Verbot des Talmuds das dem Zahnschmerz-Leidenden nicht erlaubt an diesem Tag am Sabath, den Mund mit Essig auszuspühlen (Maim. Sabat 21, 24.) Solche Abhärtung gegen sich selbst unterdrückt jede edle Regung für das Leiden Anderer.“

Ein abermaliger Beweis der gröbsten Unwissenheit des H. B. Nach den Gesetzen des Talmuds ist der Gebrauch der Heilmittel, die die Heil- oder Naturkunde uns darreichen, am Sabath erlaubt, andere aber, die aus dem Aberglauben hervorgehen, verboten; weil es an diesem heiligen Ruhetag, der den religiösen Uebungen gewidmet ist, dem Geist der Religion zuwider sein müsse, in Krankheitsfällen Quacksalbereien von alten Zauberinnen anzuwenden, als halbgeräucherte Haare, aufglimmende Kohlen, angebrannte Nagel ꝛc. Diesen angeblich bewährten und wirksamen Heilmitteln reihet sich auch das von H. B. oben Angeführte an. So heißt es in den Sprüchen Salomons (10, 26.) „Wie Essig für die Zähne und wie Rauch für die Augen, so der Träge in seiner Mission.“ —

Auch sagen die Talmudisten, daß zauberhafte Heilmittel selbst am Wochentag verboten sind wegen der Sitten der Emoriter (Sab. 67.) Was aber die durch die Natur oder die Kunst erzeugten Arzeneimittel betrifft, welche außer dem Kreise des Wissens des H. B. liegen, möge derselbe aus folgenden talmudischen Stellen entnehmen. „Wer Schmerzen empfindet, dem kann man am Sabath Kräuter geben“ (Juma 84, 1.) „Man kann am Sabath für einen Kranken alles warm machen, was er zum Trinken oder Essen nöthig hat, auch muß dieses nicht gerade durch einen Götzendiener geschehen, es ist vielmehr dem

Frömmsten in Israel zu verrichten erlaubt. Auch ist man verpflichtet, am Sabath einem Gefährdeten das Leben zu retten, und wer hierin fleißig zu Werke geht, ist lobenswerth. Man darf hierzu keine Erlaubniß der Synode einzuholen." (Daselbst 72.) „Wodurch ist zu beweisen, daß die Rettung einer Seele die Sabathfeier verdrängt? weil es heißt: beobachtet meine Gesetze und Rechte, damit der Mensch, der sie ausübt, dadurch lebe, (Leviticus 18, 5.) damit du lebest aber nicht sterbest" (daselbst.) Nicht nur, daß man einer Gefahr wegen den Sabath entweihen kann, es besteht überhaupt kein Verbot, das keine Rettung in Krankheitsfällen gestatte. Sogar diejenigen, die die Kranken pflegen, sind aller religiösen Uebungen überhoben, wie es der Talmud lehrt: „Die Kranken und ihre Wächter sind frei vom Laubhüttenfest (Suka 25, 1.) Alle die Kranke pflegen sind frei vom Schma, vom Beten, von Tephilin und von allen in der Thora verordneten Geboten, denn derjenige, der eine religiöse Pflicht erfüllt, ist zur selben Zeit von einer anderen befreit. (daselbst 26.) —

Siebenter Abschnitt.

Seite 52. „Der Psalmist sagt: Nimm die Decke von meinen Augen, daß ich das Wunderbare in deinen Gesetzen schaue (Psalm 119, 18.) Man könnte nun fragen: Wenn die Thora klar und deutlich ist, wozu hatte David nöthig zu Gott zu beten, ihm die Decke von den Augen wegzunehmen? Um diese Frage zu beantworten, will ich die Thora ihrem Inhalt nach in a. Geschichte b. Lehren oder ewige Wahrheiten als die Lehre von der Einheit Gottes, c. Gesetze und d. Weissagungen eintheilen. Alle diese Theile belegt die heilige Schrift mit dem Namen Thora, welcher „Lehre" bedeutet, weil ein offenes, durch die Decke des Irrthums und der Leidenschaft nicht verschlossenes Auge in allen vier erhabene und wunderbare Lehren erblickt." —

Wer ist der Mann, dessen Auge offen, von der Decke des Irrthums und der Leidenschaft nicht verschlossen, diese wunderbaren und erhabenen Lehren sieht? „Ich selbst bin es," sagt

H. B., deutet mit dem Finger auf sich und ist so gütig, diese Lehren ferner vorzutragen und auseinander zu setzen.

Seite 53. „1) Geschichte, enthalten in der Schöpfung von Himmel und Erde, welche lehrt, daß alles von Gott geschaffen ist. 2) Die Lehre von der Einheit und Selbstständigkeit Gottes. Der Anbeter eines einzigen Gottes vereinigt alle seine Herzensneigungen zur Ehre und Verherrlichung des allerhöchsten und allervollkommensten Wesens. 3) Gesetze. Selbst die scheinbar geringfügigen Gesetze dienen zur Erreichung des großen Zweckes, zur Erhaltung der wahren Gotteserkenntniß."

Dies sind nun die so gewichtigen und gehaltreichen Erklärungen, mit denen H. B. die Welt beglückt. Der Talmud sagt: „Der fünfjährige ist reif zum Lesen der heiligen Schrift" (Abot 5, 21.) Die auf den Grund dieser Vorschrift unterrichteten und erzogenen jüdischen Knaben kennen schon die angeführten Lehrsätze, während H. B. in dem Wahne befangen ist, einem gereiften Publikum gegenüber, neue Entdeckungen zu machen. Da nun seine Erklärung sub. 1. 2. 3. jedem Elementarschüler bekannt ist, beschränke ich mich also nur auf eine Beleuchtung des 4ten Theils, nämlich die Weissagung, von welcher er sagt: Seite 57. „Nun schreiten wir zu dem letzten Theil, zu den Weissagungen. Dieser Theil verdient den Namen wunderbar. Wer erstaunt nicht, in den Schriften Moses eine deutliche, gewisse und richtige Vorherverkündigung zufälliger künftiger Ereignisse zu finden? Das Wohl und Wehe Israels, Segen und Fluch stehen mit der Beobachtung und Vernachlässigung der göttlichen Lehre in innigster Beziehung, dieses bewährt sich sowohl in der biblischen als in der spätern Geschichte der Juden." —

Die biblischen Vorhersagungen strömen aus der Quelle wahrer Weisheit, sind einem jeden Vernünftigen einleuchtend. So oft die Menschen ihren Glauben, ihr festes Zutrauen auf Gott setzen, tugendhaft und gerecht wandeln, dann ergeht es ihnen gut, sie sind frei von jedem Weh und Schmerz, von jeder Plage und Krankheit, genießen sanft der Ruhe unter friedlichem Dach, Freundschaft und Liebe fesseln ihre Herzen und sie freuen sich ungestört ihres Wohlstandes. Verläßt aber ein Volk den Pfad der Tugend, indem ein jeder seinen bösen Ein-

gebungen folgt, seine sündhaften Gelüste zu befriedigen sucht, dann wird es von Seuche, Hungersnoth, Pest und anderen schweren Plagen heimgesucht, Zwist, Haß, Verfolgungssucht sind an der Tagesordnung, die Menschen trennen sich in feindlicher Stimmung, verüben Gewaltthätigkeiten gegen einander, entwürdigen ihr menschliches Ansehen und der fruchtbare Boden läßt nicht die Saat zu goldnen Erndten reifen. Solche Vorherverkündigungen, die auf reiner Weisheit und praktischem Wissen beruhen, können nur der beschränkte Verstand, das verschlossene Auge in Prophezeihung hüllen. Nach den Talmudisten ist ein Weiser besser als ein Prophet (Baba batra Seite 12.)

H. B. hingegen findet es rathsamer, die Worte der Weisheit mit denen der Prophezeihung zu verwechseln, wodurch er Moses Autorität zu schwächen sucht. Dies geschieht, weil er gleich der urtheilslosen Masse die Weisheit für ein gar seltenes Phänomen hält, Prophezeihungen und Wunder aber für alltägliche Erscheinungen ansieht. Indeß kann ich nicht umhin, eine Frage in dieser Beziehung an ihn zu richten. Wenn er einmal Prophezeihungen so hoch anschlägt, sie so mühsam aufsucht, warum hascht er blos nach schlechten Prophezeihungen, übergeht mit Stillschweigen die guten? Sprach doch der Ewige durch Moses: „Allein auch alsdann wenn sie sich schon im Lande ihrer Feinde aufhalten, werde ich sie deswegen nicht verwerfen, auch ihrer nicht überdrüßig werden, sie aufzureiben, meinen Bund mit ihnen völlig aufzuheben, denn ich bleibe der Ewige ihr Gott." (Leviticus 26, 44.)

Diese Worte waren in der frühesten Vorzeit mit eisernem Griffel auf den Tafeln der Geschichte Israels eingegraben, sie erhielten sich in unauslöschlichen Zügen bis zu den spätesten Generationen, sie tragen den Stempel der wahren Prophezeihung an sich auf ewig dem Gedächtniß eingeprägt, nur H. B. war es vorbehalten dieselben unbeachtet zu lassen. — Nachdem wir nun die Erklärungen des H. B. wie wir uns schmeicheln auf ihr Nichts zurückgeführt haben, so liegt es uns ob, den wahren Sinn dieser Worte „Nimm die Decke von meinen Augen, daß ich das Wunderbare in deinen Gesetzen schaue," näher zu beleuchten. — Die Weisheit und die Sinnlichkeit sind

zwei Gegensätze. Die Weisheit betrachtet allen zeitlichen Genuß als vergänglich und nichtig. Die Sinnlichkeit hingegen hält ihn für den einzigen Zweck des menschlichen Lebens, sie meiden einander und vereinen sich niemals. Jemehr der Mensch die Sinnlichkeit bekämpft, seine Neigungen und Gelüste bezähmt, desto fähiger wird er, das Erhabene zu erkennen und in die Tiefe geheimnißvoller Dinge zu dringen; wird aber sein Auge von geistiger Finsterniß umdüstert, vermag es nicht mehr Großes und Wunderbares im hellen Lichte zu schauen, es erscheint ihm Alles dunkel, trübe, von Schatten umflort. —

Alle Vorschriften der Enthaltsamkeit, die den Menschen vor sittenverderblicher Pracht und Ueppigkeit bewahren, führen ihn zu den Pforten der erhabenen und reinen Weisheit. Dem Menschen, der dieselben erreicht, fällt die Decke von den Augen und er gelangt zu wunderbaren und geheimnißvollen Anschauungen. So lautet auch das Gebet des Psalmisten: „Thue deinem Diener wohl! daß ich lebe und halte deine Worte," (Psalm 119, 17.), das sind die Gebote und Verbote, die von den Eitelkeiten der Welt und ihren verführerischen Lockungen zurückhalten, und flehete er zugleich, daß ihm die davon erwachsende Wohlthat zu Theil werde: „Oeffne meine Augen mir, daß ich die Wunder deiner Lehre schaue." Diese Worte umfassen die alle menschliche Weisheit überragende Erkenntniß Gottes. —

In der weitläufigen und behelligenden Erklärung der 4 Theile der Thora äußert sich H. B. folgendermaßen.

Seite 55. „Was die mosaischen Gesetze betrifft, so scheinen uns die Strafen auf manche Verbrechen, die nach unseren Begriffen und Umständen nur klein sind, zu streng zu sein. Diese Strenge hat aber ihren Grund in der Hartnäckigkeit des damaligen israelitischen Volkes." —

In den von Moses (Deutr. 8, 5.) ausgesprochenen Worten „damit du in deinem Herzen erkennest, daß der Ewige dich züchtigt, wie ein Vater seinen Sohn züchtigt," sehen wir die Strafe dem nachsichtsvollen Erbarmen eines Vaters gegen seinen Sohn gleichgestellt. Selbst die Todesstrafe, welche zu mosaischen Zeiten auf ein großes oder scheinbar kleines Verbrechen stand, kam nicht sogleich zur Anwendung. Man beeilte sich nicht das Urtheil an dem Verbrecher zu vollziehen, ebenso wie

der auf seinen Sohn zürnende Vater die Ruthe ergreift und spricht: „ich schlage dich todt," ihn aber doch nicht erschlägt. Der weise Gesetzgeber verkündete mit mächtiger Stimme seinem Volke die Todesstrafe, damit es höre, sich fürchte und sich nicht schwer versündige, das Leben aber gegen etwaige Todesurtheile in Schutz zu nehmen, unterließ er nicht durch gewisse Bestimmungen mündlich anzudeuten und lenkte darauf die Aufmerksamkeit der Richter. Seinen Worten „die Gemeinde soll ihn richten" (Numeri 35, 24.), fügte er hinzu „die Gemeinde soll ihn retten" (daselbst 25.) Durch diese letzten Worte hat er die ersteren klarer entwickelt. Demzufolge mußten, so oft ein Mörder vor Gericht stand, Defensoren ihn vertheidigen, die alle mögliche Mittel erschöpften, den Inculpaten der Kapitalstrafe zu entreißen. Derartige einzelne Vorschriften hatte Moses den damaligen Richtern mündlich überliefert, welche sie ihren Nachkommen wieder überantworteten. Auf diese Tradition gründete später der Talmud die vielen, auf die Hinrichtung eines Verbrechers bezüglichen, Halachot, welche Nachsicht und Barmherzigkeit athmen. Es scheint, als haben die Talmudisten die Todesstrafe ganz abschaffen wollen. Folgende Citate sind genügend für die Feststellung der Thatsache, daß die Talmudisten, statt dem Gesetze freien Lauf zu lassen, es vorzogen den Verbrecher zu begnadigen. —

„Die Zahl der Richter darf nicht weniger sein als 23. (Sanhedrun 32, 1.) Zuweilen stieg auch die Zahl bis 71. (daselbst 40, 1.)" Man fängt an mit der Vertheidigung des Verbrechers. Nach dem Spruch des Einzigen darf man nicht verurtheilen. Selbst nach Beendigung des Gerichts kann zum Vortheil des peinlichen Prozesses derselbe auf's neue beginnen. Der Richter, obgleich er schon einmal das Verdammungsurtheil gesprochen, kann ein milderndes eintreten lassen, hingegen kann derjenige Richter, der den Verbrecher freigesprochen, seinen Spruch nicht mehr zurücknehmen (daselbst 32.) Wenn das „unschuldig" über den Angeklagten gesprochen, beeile man sich, ihn gleich an demselben Tag auf freien Fuß zu setzen, wird er aber als schuldig erklärt, so vertage man die Sitzung. (daselbst 40.) Auch was das Verhör der Zeugen in Halsgerichtssachen betrifft, wurden Regeln festgestellt, aus welchen der

Geist der Rettung und Befreiung hervorleuchtet. Man mußte den Zeugen mit Strenge drohen, damit sie die Wahrheit bekannten, ihre Aussagen mußten siebenfach geprüft werden, und je aufmerksamer der Richter die Zeugen vernahm, desto lobenswerther war er (daselbst 40.) Die Vollstreckung des Todesurtheils fand auf folgende Art statt: Man führte den Deliquenten aus dem Gerichtssaale zum Richtplatz, einer blieb am Eingange des Gerichtshofes mit einer Fahne in der Hand zurück, ein anderer hielt in einiger Entfernung von ihm zu Pferde, so daß er jenen sehen konnte, und sobald Jemand erklärte, er wisse einen Umstand, der die Rettung des Deliquenten zur Folge haben könnte, führte man denselben gleich zurück. Das konnte 4 bis 5 Mal geschehen. Es wurde selbst vor ihm her ausgerufen: „Wer etwas zur Rettung dieses Menschen zu offenbaren im Stande sei, komme und mache es kund." (daselbst 42.) Alles dies geschah in der Absicht, den Akt der Hinrichtung zu erschweren, und das Todesurtheil möglicher Weise ganz aufzuheben. Selbst da, wo die Richter überzeugt waren, daß der Verbrecher sein Leben verwirkt habe, durften sie ihrer Ueberzeugung nicht folgen, sondern mußten, so das Gesetz ihn nur befreit und für unschuldig erklärt, sich zurückziehen und des Todesurtheils sich enthalten. Es soll die Sache Gott dem höchsten Richter überlassen werden, der den Sünder wohl nicht unbestraft lassen wird, wie es heißt: „Bringe den nicht um der ein mal als unschuldig und gerecht bestanden, denn ich werde schon den Ungerechten nicht lossprechen (Exodus 23, 7.) Der Talmud lehrt: das Gericht (Sanhedrin), welches eine Person einmal in 70 Jahren umbringt, wird Mörder genannt (Makot 7.) Daraus ist zu entnehmen, daß trotz aller Strenge der mosaischen Gesetze, zur Zeit der Richter selten ein Mensch auf dem heiligen Boden hingerichtet wurde. Es ist zu erstaunen, in den tiefem Hintergrund der finstern Zeiten ein Werk wie der Talmud, anzutreffen, dessen Spalten von Mitleid und Schonung in Halsgerichtssachen überströmen. — In der Commentirung der mosaischen Lehre: „Wer seinen Nebenmenschen verletzt, dem gebührt wie er gethan hat, Bruch für Bruch, Auge für Auge, Zahn für Zahn, wie er einen verletzt hat, so sollte ihm wieder geschehen" (Levit. 24, 19.), haben die Tal-

mudisten in der Halacha das Princip aufgestellt, daß man nur zum Schadenersatz (jus talionis) für den Bruch, das Auge und den Zahn verbunden ist (Baba kama 83, 84.) — *)

Diese humanen gesetzlichen Bestimmungen des Talmuds entkräften die Haß athmenden Erklärungen des H. B. Es dürfte auch nicht einen Schein des Grundes für seine Behauptung geben, daß die Talmudisten aus eigenem Antriebe die Strenge der mosaischen Gesetze gemildert haben, weil dies seiner Aeußerung widerspräche: „Der Talmud sei voller Grausamkeit und nichts Mitleidiges in ihm" (Abschn. 6, Seite 47.) Auch kann er keine mündliche Ueberlieferung voraussetzen, weil nach seinen Worten: „es giebt keine rabbinische Tradition" (Abschn. 2, Seite 14.), dieselbe unzulässig ist. Si tacuisses, philosophus mansisses, rufen wir ihm zu mit dem Hinweis auf Salomons Spruch: „Auch ein Narr, der schweigt, gilt für klug" (Proverb. 17, 28.) —

Seite 58. „Schon beinahe zweitausend Jahre fließt aus dem Munde der wohlberedten und frommen Prediger eine reine Moral, gegründet auf eine gesunde Auslegung der heiligen Schrift." —

Die mangelhafte Darstellung des H. B. läßt uns oft und besonders hier im Dunkel, sowohl in Beziehung auf den Zeitabschnitt, so wie auch auf die Prediger, welchen er die gesunde Auslegung der heiligen Schrift vindicirt. Findet er einen englischen Lohn in gewissen Predigten, warum macht er dieselben uns nicht namhaft? damit sie nicht nur ihn, sondern das ganze menschliche Geschlecht beseeligen. —

---

*) Ich (der Verfasser des Hebräischen) wurde einst von einem Aftergelehrten gefragt, warum der Talmud die Zahl der Strafschläge (Malkus), die nach der Thora vierzig sein sollen (Deutr. 25.), auf vierzig weniger eins reducirt? Worauf ich ihm erwiderte: An gewissen festlichen Tagen, die die treuen Unterthanen zur Ehre ihrer Herrscher feiern, wird als Zeichen der Freude eine Salve von hundert und einem Schuß abgefeuert. Dieser letztere Schuß ist nur ein neuer Beweis der noch vielen im Herzen der treuen Unterthanen aufbewahrten Freuden. Wenn nun bei der Züchtigung des Schuldigen ein Strafschlag von der bestimmten Zahl „vierzig" abgenommen wird, so zeigt das nur die Barmherzigkeit und das Mitleid, die im Herzen des Richters zurückgeblieben sind. —

Daselbst. „Alle Winkelschulen wimmeln von Bibeln voll rabbinischer Erklärungen, Mißgeburten des Talmuds. Dieses Unwesen, diese Verkehrtheit, diese schändlichen Irrthümer, werden dem jugendlichen Gemüth eingeprägt und gehen von der Jugend ins Mannesalter über.“ — Diese leicht hingeworfene Behauptung des H. V., welche er durch keine Belege begründet, würde eine Erwiderung überflüssig machen, wenn sie nicht wegen des kecken Tones, mit dem sie ausgesprochen ist, sich leicht bei Uneingeweihten Eingang verschaffen könnte.

Um diesem Uebelstand zu begegnen, sei es mir vergönnt über den jüdischen Unterricht hier zu sprechen. — Die Bibel und der Talmud bilden den Hauptgegenstand des jüdischen Unterrichts in jenen Winkelschulen. Alles Streben des Lehrers zielt dahin, den Sinn des Zöglings frühzeitig für Tugend und Gerechtigkeit empfänglich zu machen, ihm zu lehren, einen frommen und sittlichen Lebenswandel allen irdischen Gütern vorzuziehen, und das zeitliche Wohl der ewigen Glückseligkeit aufzuopfern. Ein solcher Unterricht ist auch von heilsamer Wirkung für diejenigen Schüler, die von Umständen begünstigt, die Winkelschulen verlassend höhere Anstalten besuchen können, wo sie sich in Sprachen und Wissenschaften ausbilden. Sie betreiben ihr Studium mit allem Fleiß und Ernst, und nachdem sie dasselbe geendigt und die große Welt betreten, wählen sie stets einen für die Gesellschaft nützlichen Gewerbszweig. Unter den wenigen Ernährungszweigen, auf die die gebildeten Israeliten angewiesen sind, beschränken sie sich größtentheils auf den Lehrerstand, der, wenn er auch ihre Bemühung nicht belohnt, ihnen wenigstens die Genugthuung gewährt, jemandem mit ihren Leistungen dienen zu können. Sie scheuen keine Anstrengung, keine Aufopferung, ihren so schweren Beruf mit Ausdauer und Beharrlichkeit zu verfolgen, in Mangel und Noth müssen sie ihr Leben fristen, welches mancher von ihnen durch anhaltende Beschwerden und Entbehrungen endlich einbüßt! Alle Lehrbücher, die nächst der Bibel und dem Talmud in jenen Winkelschulen gebraucht werden, überströmen von den reinsten ethischen Erläuterungen der Gesetze und Vorschriften der Religion, deren wohlthätiger Einfluß nie ausgeblieben ist. Zu allen Zeiten, selbst damals als Israel unter der Wucht der

Drangsale seufzte, ließ es die Bildung nicht brach liegen. Es finden sich stets Israeliten, die trotz den düstern Aussichten mit allem Eifer dem Studium sich ergeben. Sie wissen alle Hindernisse zu bekämpfen, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, um sich der Erforschung der Weisheit hinzugeben und sich in allen Zweigen der Wissenschaft hervorzuthun. — Wenden wir uns einmal von den großen Hauptstädten, wo alle Hülfsquellen der Studien in reichem Maße vorhanden sind, nach den kleinen jüdischen Städtchen, wo jene Mittel fehlen. Finden wir nicht hier junge Israeliten, die in niedrigen Hütten, baufälligen Gebäuden, bei trockenem und verschimmeltem in Essig oder Wasserbrühe eingetunktem Brode, bei schimmelnden, von einer dikken Eisdecke überzogenen Fensterscheiben, in Lumpen und Lappen gehüllt, von Lehrbegierde entbrannt, alte wurmfräßige und vermoderte Lehrbücher mit unermüdetem Eifer und grenzenloser Ausdauer studiren? Gelingt es einem dieser Unglücklichen, die Umrisse irgend einer Disciplin der Wissenschaft kennen zu lernen, dann verläßt er seine einsame und finstere Heimath, ringt mit beispielloser Beharrlichkeit gegen alle Mühseligkeiten, um den Aufenthalt in irgend einer großen Stadt, dem Sitze höherer wissenschaftlicher Institute zu ermöglichen, wo er die ersten Elemente seines Wissens erweitern und ausbilden kann. Wie viele jüdische Weise und Gelehrte haben sich aus solchen kleinen Städten in der Welt ausgezeichnet. Hat es auch nur einen von einer Stadt und zwei von einer Familie gegeben, so hat die Geschichte ihre Namen verewigt. — Suchen wir jetzt den Grund auf, der dem Israeliten den ersten Impuls zur Bildung giebt, so finden wir ihn einzig und allein im Talmud, in jenem Cyclus der Gesetze, Rechte, Vorschriften und Lehren der Religion. Ja! die Religion muß die Basis bilden zu dem erhabenen Gebäude aller Gelehrsamkeit, und ist einmal der Grund befestigt, dann erhebt sich das Gebäude sicher und unerschütterlich. Der Talmud ist der erste Lehrer Israels, auf seinem Schoße wird die blühende Jugend auferzogen. Wer von den Talmud-Studirenden in seinen natürlichen Anlagen nur einen glimmenden Funken von Aufklärung besitzt, in dem wirkt der Talmud wie ein Blasebalg, der den Funken anfacht und zur lodernden Flamme aufsteigen läßt. —

Achter Abschnitt.

Seite 60. „Die dritte Abtheilung, sagt Maimonides, „enthält religiöse und bürgerliche Vorschriften.“ Von da bis Seite 62. bemüht sich H. B. ein großes Bruchstück aus dem Maimonides anzuführen, worin dieser die thörichte Frage mißbilligt, warum so viele Mißhelligkeiten, Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten unter den Talmudisten anzutreffen sind? indem er behauptet, daß eine Gleichheit der Forschenden an Urtheilskraft und Umfange der Gelehrsamkeit selten stattfindet, daher können die Talmudisten für die Verschiedenheit ihrer Ansichten nicht verantwortlich gemacht werden. — In der That sind die Worte des Maimonides ganz richtig und einleuchtend, denn gleich wie die Gesichtszüge zweier Menschen, die selbst als Zwillinge einem Mutterleibe entsprungen sind, sich nicht gleichen, ebenso stimmen auch ihre Meinungen und Ansichten beinahe niemals überein. Dem H. B. können die treffenden Worte dieses Weisen nicht zusagen, weil sie sein System, in dem Talmud nur Gehässiges zu finden, vernichten, er tritt also denselben durch die fade Aeußerung entgegen: „weil Maimonides für den Talmud eingenommen ist, darum vertheidigt er ihn. Die Liebe blendet das Urtheil.“ Die Liebe ist das edelste Gefühl des Menschen. Nicht immer mit dem trockenen Verstande, der uns oft auf Irrwege verleitet, kann man ein gesundes Urtheil fällen und wer von der Liebe mit Verachtung spricht, beweist, daß sein Inneres aller Liebe baar ist. —

Seite 63 — 71 tadelt H. B. die Rabbinen, daß sie von einem schwachen Gedächtnisse geplagt seien, daß sie die ihnen mündlich überlieferten Halachot viele Mal vergessen und sie wieder von selbst zehn Mal festgesetzt haben, daß viele Gebräuche, die vor der Zerstörung des Tempels in Praxis gewesen, ihrem Gedächtnisse entgangen seien, so z. B. das Schlachten des Passahopfers, wenn der 14te Tag des Monats Nisan auf einen Sabath fällt (Pesochim 66). Alles dies erhellt aus dem Umstande, weil die Halachot im Talmud so ungegründet, ungeordnet und widersprechend dastehen. Soweit der Inhalt seiner Worte. Wenn wir die Umstände der Zeit, des Ortes und die anderen Verhältnisse der alten Israeliten in Betracht

ziehen, wenn wir den Zustand ihrer damaligen Verfolgung, ihr unstetes Leben erwägen, so wird uns die etwaige Vergessenheit einzelner Vorschriften leicht erklärbar. Wir finden Beispiele, daß sie selbst vieles aus der heiligen Schrift vergessen haben, wie es heißt „der Hohepriester Chilkia fand die Thora im Tempel, wodurch vieles wieder hergestellt wurde, was in Vergessenheit gerieth, unter anderem auch die Vorschrift des Passahopfers" (Regum 2, 22); ferner: zur Zeit Nehemias, Sohn des Chaklia, fand man im Gesetzbuch die Feier des Hüttenfestes am 7ten Monat (Nehemias 8, 14). Was nun Wunder, daß die späteren flüchtigen heimathlosen Talmudisten manches von der mündlichen Ueberlieferung vergessen haben? Uebrigens ist die Vergessenheit eine der menschlichen Natur eigenthümliche Schwäche. Der Mensch bewahrt nie Alles in seinem Gedächtnisse. Herrn B. war es vorbehalten, alle Vorräthe des Wissens und Unwissens in seinen Gehirnkammern aufzuspeichern und unversehrt zu erhalten. —

Seite 66—68. Unser Antitalmudist machte hier einen Ausflug, schnurrte in entfernten kleinen Städtchen herum, um zwei kleine Büchlein, als: Sefer hadoros und Sefer Jochson in irgend einem vermoderten Bücherkram eines Israeliten ausfindig zu machen, schnupperte in denselben etwas Nahrhaftes für seinen Geist, in der Angebung nämlich der Lebensjahre zweier Individuen, die mehrere hundert Jahre, als ein übernatürliches Ereigniß, gelebt haben, freuete sich nun dieses Fundes und hänselte ungemein. Diese zwei Büchlein aber enthalten weder Gesetze noch Lehren oder sonstige Dogmen der Religion. Wer ihren Angaben Glauben schenkt, ist darum kein Israelit, wer sie verleugnet, kein Nichtjude. Alles was H. B. davon entnimmt, genießt keine Autorität, es war also sein Schnurren, Schnuppern und Hänseln überflüssig. —

Seite 72—77. „Das Verbot, ein Ei, welches am Sabath oder Feiertage gelegt worden, zu essen, ja sogar zu berühren, ist jetzt so allgemein bekannt, daß selbst eine jüdische Magd, aus Furcht durch Berührung desselben den Sabath zu entweihen, voller Schrecken schnell davon läuft. Der Grund davon ist Mukza oder Nolad, nach welchem am Feiertage alles nicht zu essen ist, woran man einen Tag vorher nicht ge-

dacht hat u. s. w. — Von was für einer Henne ist das in Rede stehende Ei gelegt worden? War es eine solche, die man zum Essen bereit hält, so ist der Genuß des Eies erlaubt 2c. Nach Anderen ist der Grund des Verbotes ein am Feiertage gelegtes Ei zu essen, daß man sich nicht etwa an diesen heiligen Tagen den Genuß der von Bäumen herabfallenden Früchte und des aus einer Frucht fließenden Saftes erlaube." — Der Grund des Verbotes, ein am Sabath oder an Feiertagen gelegtes Ei zu berühren oder zu genießen, liegt darin, daß die Hausfrau mit ihren Töchtern, Schwiegertöchtern und Dienstleuten den ganzen Sabath, von früh Morgens bis spät Abends, beim Hühnerkorb auf dem Hofe nicht zubringen, um die Stunde des Ausbrütens abzulauschen und die Küchelchen aufzunehmen. Sie sollen an diesem Tage auf dem Hofe nicht herumstreichen, sondern zu Hause bleiben, sich an der Feier des heiligen Tages vergnügen, bei behaglicher Ruhe und Geschäftslosigkeit die für sie bestimmten Gebetbücher lesen und der Andacht sich hingeben. Der Genuß oder das Berühren eines Eies, das von einer zum Essen bereit gehaltenen Henne gelegt worden, ist nicht verboten, weil man sich hier mit der ganzen Brut nicht mehr beschäftigen würde. Ebenso ist eine jede Sache, die den Tag zuvor für den Sabath oder Feiertag zum Essen bestimmt worden, die die Verrichtung einer Arbeit oder sonstigen Beschäftigung nicht mehr bedingt, von Mukzo und Nolad frei. Eine jede Sache aber, die den Tag zuvor zum Essen nicht vorbereitet worden, oder eine solche, die zu irgend einer Beschäftigung in der Werkstätte oder Handelschaft Veranlassung giebt, könnte, wenn kein Mukza und Nolad verhindert hätte, den Sabath entweihen und verursachen, daß an demselben Tag Kaufleute und Trödler, Künstler und Handwerker dem Geschäfte sich hingeben. Dies ist also der Grund von Mukza und Nolad, daß man von jeder Arbeit sich fern halte und sich keiner schweren Beschäftigung unterziehe. —

Neunter Abschnitt.

Seite 76 stellt H. B. das Verbot der Mischung von Fleisch und Milch als lächerlich, unmenschlich und widermosaisch dar. —

Alle von dem Menschen genossenen Speisen können ihm keine Sünde zuziehen. Gott hat sie zu dem Zwecke erschaffen, daß sich der Mensch durch sie ernähre, labe und erquicke. Diejenigen, die sie verachten, verachten das Werk Gottes und verabscheuen die Fülle seiner Wohlthaten. — Allein wenn es auch Männer gab, die dem Genuß der Speisen Schranken gesetzt, deren Anzahl begrenzt und manche wegen ihrer schädlichen Wirkung gänzlich verboten haben, so sind sie nicht deswegen verachtungswürdig, sie haben dadurch Niemandem geschadet und kein Böses gestiftet. — Was toben die Wüstlinge? Was wähnen die Lüsternen für Tand? verziehen die Lippen, schütteln das Haupt über die verbotenen Speisen, nennen die Vorschriften dumm, die Beschränkungen eitel, deren Bürde ist ihnen schwer und unerträglich. Besuchen wir einmal die Hauswirthschaften, wo man getreulich die einschränkenden Gesetze befolgt, untersuchen wir ihr doppeltes Kochgeschirr, Küchengeräth und die Backtröge. Ihre Tafel hat der Gerichte nicht viel, die wenigen, die man da genießt, sind einfach, nicht wie gaumenkitzelnde Pasteten aus den fremdartigsten Bestandtheilen bereitet. Der bestimmte Zwischenraum des Genusses der Speisen, nach dem man sich da richtet, kann auch nur von heilsamer Wirkung sein. Die übermäßig gewürzten Speisen, die feisten Leckerbissen hingegen haben leider Viele hinweggerafft. Fragen wir in dieser Beziehung die großen und weltberühmten Aerzte, was frommen die geräumigen Paläste, die geöffneten Fenster, der frotirte Estrich? Was nützt die Promenade auf grünen Auen zwischen Bäumen, auf freien Fluren: was hilfts, so das Kochgeschirr in der Küche, mit gemischten ungesunden Speisen, mit schädlichen und giftigen Gerichten gefüllt ist? Jene bewährten Männer können die Wahrheit bestätigen, daß Einer unter Tausenden vor Hunger stirbt, Tausende aber von Genüssen übersättigt, früh dahin siechen! —

Ein jeder Hausvater, der die Seinigen liebevoll pflegt und ernährt, ist auch befugt seiner Familie Regeln der Enthaltsamkeit und Einschränkung zu geben, allein wie kraftlos ist die Autorität eines Privatmannes gegen gesetzliche Bestimmungen? Wenn die neuen Gesetze, die auf anderen Grundlagen ruhen, den Genuß gewisser Speisen nicht beschränken, verdienen des-

halb die in dieser Beziehung bestehenden Gesetze des Alterthums keine Rüge. —

In seiner unbegrenzten Vorliebe für die gemischten Speisen von Fleisch und Milch, vergißt H. B. der Anführung der Halachot, deren Vorschriften auf dem Fleischgenuß lasten, als das Schlachten,*) Untersuchen, Abspühlen, Salzen 2c. Ich finde es also für rathsam ihm dieselben, wenn er sie anders je studirt hat, in Erinnerung zu bringen. Die angeführten Halachot bezwecken die Erschwerung des Fleischgenusses aus zwei Gründen: Erstens daß der Mensch nicht um seiner Genußsucht zu fröhnen, ein Wohlgefallen an dem häufigen Hinschlachten des Viehes finde. Drückt sich auch der Psalmist mit den Worten aus: „seine Barmherzigkeit waltet ob aller seiner Geschöpfe." (Psalm 145, 9.) Zweitens, damit man sich gewöhne, das Fleisch mäßig zu genießen, indem der maßlose Genuß desselben die menschliche Gesundheit zerstört. Ueberhaupt ist der Mensch mehr auf die Nahrung der Vegetabilien angewiesen. Schon in den mosaischen Urkunden heißt es ausdrücklich: „Gott sprach (zu

*) Ein neu Aufgeklärter fragte einst einen jüdischen Schlächter, der um einen Ochsen zu schlachten die Schärfe des Messers mit der größten Bedachtsamkeit und äußersten Empfindung untersucht hatte, ob diese Untersuchung schon hinreichend sei und ob alle Ritze hinweggefeilt wären. Nachdem der Schlächter dieses bejahete, zog jener ein Vergrößerungsglas aus der Tasche und überzeugte ihn, daß noch viele und große Scharten an der Schärfe sich finden, zwischen denen ein Reiter sammt seinem Rosse passiren könnte. Diese Verhöhnung veranlaßte mich, (den Verfasser des Hebräischen), zu folgender Aeußerung: Das Schlachten mit einem genau untersuchten scharfen Messer, geschieht ebensowohl wie das Schlachten am Halse, wegen der Verminderung der Schmerzen. Leidet ja auch der Mensch weniger, wenn er seinen Finger an einem gut ausgeschärften, als an einem ausgescharteten Messer beschädigt. Nach dem Talmud muß die Untersuchung der Schärfe mit dem Finger, d. h. mit dem Nagel und dem daran haftenden Fleische stattfinden (Chulin 17). Denn was der Mensch mit seinen Nägeln nicht empfindet, empfindet das Vieh nicht an seiner Gurgel, und was der Mensch mit dem Fleische seines Fingers nicht empfindet, empfindet das Vieh an seinem Schlunde nicht. Die Empfindungskraft des Menschen ist bei weitem stärker als die des Viehes, was die zarte Haut des Menschen nicht empfindet, kann der harte und rauhe Körper des Viehes um so weniger empfinden. Welchen Bezug hat aber das Vergrößerungsglas, das nur auf den Sinn des Sehens wirkt, auf die Empfindung? —

Adam und Eva) ich übergebe euch alles Kraut und jeden fruchtbaren Baum. Diese sollen euer sein zur Speise und allen Thieren des Landes u. s. w." (Genesis 1, 29.) Hier wird dem Menschen wie dem Thiere eine Tafel und eine Speise dargereicht. Tausend Jahre später aber zur Zeit Noa's, als alles Fleisch seine Sitte auf Erden verderbte, die Menschen nach eigner Wahl sich Weiber nahmen, die Unzucht die Gesundheit der Menschen zu untergraben anfing, Schwäche und Krankheiten um sich griffen, die Lebensdauer der Menschen durch schlechte Aufführung abnahm, dann wurde auch der Fleischgenuß gestattet, um das wankende Knie, den siechen Körper zu stärken, wie es heißt: „was sich bewegt und lebendig ist soll euer sein zum Essen" (Genesis 9, 3.) Allenfalls wird hier nicht gemeint, daß man das Fleisch nicht im Ueberflusse genieße, daß es Jemandem, nach den Worten der heiligen Schrift, zur Nase herausgehe und zum Ekel werde, sondern sehr mäßig zur Stillung blos der anwandelnden Lust, nicht so wie jene durch Ueppigkeit kraftlos gewordenen Schwelger, die gegen jede Gabe der Natur Widerwillen empfinden, und sich nur an den naturwidrigen Erzeugnissen der Kochkunst laben. So heißt es auch in jenem Satze: „Wenn der Ewige dein Gott deine Grenzen erweitern wird, wie er dir verheißen, und du sprichst: ich möchte Fleisch essen, weil dir die Lust angekommen Fleisch zu essen (Deut. 12, 20.)" Hier ist keine Rede von der Lust nach Brod, weil der Mensch darauf von Natur angewiesen, es wird hier lediglich das Fleisch als Gegenstand der reizbaren und zugleich verzehrenden Lust angegeben. — Zwar ist das Fleisch von heilsamer Wirkung gleich manchen Heilmitteln, doch darf es nicht die ausschließliche Mahlzeit des Menschen ausmachen. — Ueberdies behaupten berühmte Aerzte älterer und neuerer Zeit, daß das Fleisch nicht durchaus zur Erhaltung des menschlichen Lebens nothwendig sei, daß der Bau der menschlichen Zähne sich gar nicht zum Fleischessen eigne, daß größtentheils diejenigen die ausschließlich Pflanzenkost genossen, ein langes Leben erreicht haben. Aus dem Allem geht hervor, daß die vielen auf die Nahrung des Fleisches Bezug habenden Vorschriften der Thora und des Talmuds, das Resultat der Erfahrung, der Erkenntniß der menschlichen Natur sind. —

Seite 78. „Moses hat den Juden erlaubt, den ausländischen Heiden Geld auf Zinsen zu leihen. Aus dem Geiste der Toleranz und allgemeinen Menschenliebe, der in der mosaischen Gesetzgebung vorherrscht, läßt sich mit Gewißheit schließen, daß er nur ein billiges und mäßiges Zinsennehmen erlaubte; dieses war für Ausländer, die wahrscheinlich in Handelsangelegenheiten nach Palästina kamen, weit besser, als ein gänzliches Versagen des Leihens. Der Talmud hingegen verbietet solches, außer wenn der Israelit, gedrungen durch Nahrungsbedürfnisse, keine andere Zuflucht als zum Zinsennehmen von Nichtjuden hat, und der Grund dieses Verbotes ist, wie ihn der Talmud selbst angiebt, daß der Jude nicht mit dem Nichtjuden in Verbindung komme."

Diese Folgerung des H. B. ist eben so falsch und ohne alle Einsicht in den Geist des Talmuds, als seine frühern Auslegungen. In dem Traktate Baba Mezia Seite 71 sprechen sich die Talmudisten folgendermaßen aus: „Wer sein Vermögen mehrt durch Zins und Wucher, der sammelt es für den Mildthätigen gegen Arme." (Proverb. 28, 8.) Rab. Nachman schließt daraus auch den Wucher von Heiden, d. h. der Wucher, den der Israelit vom Heiden nimmt, gedeihet nicht (Raschi daselbst.) Hierauf fragte Raba den Rab Nachman, es heißt doch in der Mischna, man kann von den Heiden auf Wucher borgen und ihnen leihen? da sagte Rab Chija, es ist nur so viel gestattet, als Jemandem zu seinem Lebensunterhalt nöthig hat, mehr aber ist verboten, aus Besorgniß, vielleicht würde man diesem anhangen (Raschi daselbst.) Nach den Worten des Rab Chija also bezieht sich das Verbot des Rab Nachman keinen Wucher von Heiden zu nehmen, nur auf einen solchen Wucher, der drückend ist, der nämlich weit mehr bringt, als zum Lebensunterhalt bedingt wird; da aber die Mischna das Wuchern erlaubt, so wird darunter eine mäßige Zinsenerhebung verstanden, um dadurch das Leben zu fristen. Durch den verwegenen Angriff dieser talmudischen Debatte, hat H. B. sich selbst zermalmt, indem er zwei kolossale Steine auf sein Haupt wälzte. Erstens wenn es heißt: „so viel man zu seinem Lebensunterhalt bedarf" so haben die Talmudisten hierdurch angedeutet, daß den Israeliten gestattet sei, von dem Hei-

den einen spärlichen Zins zu nehmen, um kärgliches Brod und kümmerliches Wasser haben zu können, mehr sei verboten. Ein Verbot des Darleihens wird hier nicht erwähnt. Zweitens aus den Worten: „aus Besorgniß damit er nicht anhange" folgert H. B. in seiner Unwissenheit „daß er dem Heiden nicht anhange," mit ihm nämlich nicht in Verbindung komme, und übersah die wahre Bedeutung „damit er nicht dem Wucher anhange," denn wenn der Jude seinen Erwerb in Wucher suchte, würde er mit Hintenansetzung jedes rechtlichen Gewerbes, sich lediglich demselben ergeben, gleichviel ob er ihn von einem Heiden oder seinem Glaubensgenossen nimmt. —

Nach der Erklärung des Nebuna, daß hier von unterrichteten und vernünftigen Leuten die Rede sei, ist selbst eine Nachahmung der heidnischen Sitten nicht zu besorgen. Demzufolge wenn Rab Nachman den Wucher von einem Heiden verbietet, gilt dies bloß einem Unwissenden, der leicht zur Annahme der heidnischen Sitten verleitet werden könnte; daß aber die Mischna den Wucher gestattet, gilt einem Gelehrten, der das fremdartige, sittenlose Betragen nicht in sich aufnehmen wird. Es geht indeß aus diesem nicht hervor, daß selbst die Unwissenden, die keinen Wucher von Heiden nehmen dürfen, aus Besorgniß deren Aufführung nachzuahmen, einem Verbote den Heiden etwas darzuleihen unterworfen wären, es steht ihnen vielmehr frei ihr Vermögen unentgeldlich zu verleihen. Die zinslose Verleihung an Heiden kann die Annahme ihrer Sitten nicht zur Folge haben, denn nur eine Anleihe auf Zinsen bringt den Gläubiger mit dem Schuldner in engern Verkehr, indem einer vom Anderen Nutzen zieht, eine zinslose Anleihe hingegen führt selten einen engern geschäftlichen Verkehr herbei. — In der Behandlung dieses Thema beging H. B. einen doppelten Irrthum. Erstens, „daß er nicht anhange" welches Raschi anführt, erklärt er falsch, „daß er nicht mit den Heiden in Verbindung komme," indem die wahre Bedeutung ist, „daß er dem Wucher nicht anhange." Bringt auch der Talmud die Meinung „daß er seine Thaten nicht ablerne," so steht dies mit den Worten, „daß er nicht anhange" in keiner Verbindung, weil „daß er nicht anhange" und „daß er seine Thaten nicht ablerne" ein jedes für sich eine andere Bedeutung hat. H. B. verwirrte

sich in dieser talmudschen Disputation, verlor seine Urtheilskraft, das eine vom andern unterscheiden zu können. — Zweitens, was im Talmud lautet „mehr als dieses ist verboten," war er so kurzsichtig darunter zu verstehn „das Gebot des Leihens," in der That aber bezieht sich dies nur auf „das Verbot von Wucher." — Sollte indeß H. B. trotz dieser einleuchtenden Darlegung der Sache bei seiner Behauptung beharren, daß unter dem Ausdruck „mehr als dieses sei verboten" der Talmud durchaus das gänzliche Leihen an Heiden verboten habe, so steht ihm zur Seite ein schlagender Gegenbeweis, der ihn Lügen straft, indem der Talmud in der Fortsetzung, wo H. B. sein Citat abgebrochen, lautet: Rab Joseph lehrt, „wenn du einem von meinem Volke Geld leihest, nämlich dem Armen neben dir" (Exodus 22.) „von meinem Volke" d. h. die Armen meines Volkes haben den Vorzug vor den Heiden, „dem Armen" d. h., der Arme hat den Vorzug vor dem Reichen (ohne Unterschied ob Jude oder Heide), „neben dir" d. h., die Armen deiner Stadt haben den Vorzug vor den Armen einer andern Stadt (auch ohne Unterschied ob Jude oder Heide). Es handelt sich hier also hauptsächlich nur darum, wer den Vorzug der Anleihe verdient; wer wird aber mit solcher geistigen Blindheit geschlagen sein hieraus folgern zu wollen, daß dem armen Heiden, dem reichen Israeliten, wie auch dem armen Israeliten einer fremden Stadt die Anleihe verboten sei? Ferner traktirt die ganze Halacha (daselbst), daß es den Israeliten gegenseitig verboten ist, Zinsen zu geben und zu nehmen, von den Heiden aber ist erlaubt. Wenn nun erlaubt ist von den Heiden Geld auf Zinsen zu borgen, versteht es sich von selbst, daß es auch nicht verboten ist, ihnen Geld auf Zinsen zu leihen. — Alles was bisher bezüglich des Wuchers erwähnt worden, gilt bloß von Götzendienern, weichen diese aber vom Götzendienst ab, oder führen sonst ein rechtschaffenes und frommes Leben, dann werden sie von der israelitischen Gemeinde wie Mitbrüder geachtet. — Jetzt werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Israeliten, die sich mit Wucher beschäftigen. Wie viele von ihnen die Wucher zahlen, werden durch ihre Gläubiger zu Grunde gerichtet, ihre Habe, ihr Gut wird das Eigenthum Fremder, sie selbst kommen an den Bettelstab. Wie viele

von ihnen die Geld auf Zinsen verleihen, um sich nur ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, bringen ein elendes Leben zu, verleben ihre Tage in Drangsal und Noth. Gelingt es auch einem durch Zins und Wucher ein Vermögen zu sammeln und seinen Wohlstand zu sichern, so besteht dieser einzig und allein im Besitze des Geldes. Andere Genüsse hat er nicht. Das Geld ist sein Leben — seine Ehre. — Ohne Geld ist sein Leben ein Garaus, unter Völkern nicht geachtet! —

Seite 79. „Die gesellige Verbindung der Menschen u. s. w. ist dem menschlichen Geschlecht zur physischen und moralischen Vervollkommnung unumgänglich nöthig. Selbst bei vielen Rabbinen herrscht der Grundsatz, „der Mensch ist von Natur auf das gesellige Leben angewiesen." Wie beleidigend, wie beschimpfend ist es aber z. B. nicht für einen Menschen, der nicht ganz gefühllos ist, wenn man den von ihm berührten Wein nicht genießen will u. s. w. Dadurch erschlaffen die Bande der menschlichen Gesellschaft. Moses macht zwar den Juden Vorwürfe, daß sie das Weinopfer der Götzen tranken (Deut: 32, 38.), aber hier ist die Rede nur von Wein der wirklich zur Verehrung der Abgötter dargebracht würde, andere Weine aber werden in der Schrift nie verboten." —

Daß die Rabbinen den geselligen Verkehr als ein Mittel der Veredelung des Menschen empfehlen hat seine Richtigkeit, ohne auch nur im Mindesten des Weines bei dieser Gelegenheit zu erwähnen. H. B. bringt aber in seinem hirnverbrannten Eifer gegen den Rabbinismus zwei heterogene Gegenstände zusammen, welche aus ihrer Mitte gerissen allerdings den Rabbinismus blosstellen können, einzeln aber und an ihrer Stelle betrachtet den Sinn desselben zu rechtfertigen vermögen.

Das Verbot des Weines des Trankopfers nämlich datirt sich aus der vorchristlichen Zeit, als noch der Götzendienst über die Erde verbreitet, der Namen des Ewigen unter allen Völkern noch nicht verkündet war. Schon die Benennung des Weines „Trankopfers" setzt dessen Verbot voraus. Dieses berauschende Getränk, konnte es nicht das Innere eines Vaters rege machen, um seinen Sohn dem Moloch zu opfern? Der sich von Wein betaumeln ließ, kannte keine Scham den Baal anzubeten. Hätte das Christenthum schon damals geherrscht, so würde es

ebenfalls den Genuß dieser entweiheten Weine verpönt haben.

Als die christliche Religion ihr strahlendes Licht über die Welt ergoß, welches den Götzendienst allmählig verscheuchte, verlor der Wein den Namen „Trankopfer“ und wich der einfachen Benennung „des gewöhnlichen Weines“ wie derselbe jetzt gang und gäbe ist. Die damaligen Weisen Israels erachteten es zwar nicht für nöthig, diesen gewöhnlichen Wein durch ein neues Gesetz zu verbieten, hielten es aber auch nicht für nothwendig, seinen Gebrauch zu gestatten. Und so wie das Verbot in uralter Zeit auf den Wein lastete, so blieb es bis auf unsere Zeit in seiner Kraft, ohne eine wesentliche Veranlassung zu dessen Aufhebung zu geben. Das Verbot, welches zu damaliger Zeit für nöthig und vortheilhaft erachtet war, blieb bis jetzt in seiner Kraft, wenn auch die Ursache des Verbotes schon längst aufgehört hat. Es darf aber nichts destoweniger ein neues Gericht nicht eingesetzt werden, um dies Getränk zu erlauben, weil es weder einen Vortheil gewähren würde für die, die es trinken, noch einen Nachtheil für die, die ihn entbehren. Es giebt keine Veranlassung, daß Hirten sich versammeln, den Stein des Verbotes von der Mündung des Weinbrunnens herabzuwälzen, um Menschen wie Vieh zu tränken. Daß der Wein mit dem geselligen Leben in keiner so engen Verbindung steht, wie es unser von Wein eingenommene H. B. behaupten will, beweist der Spruch des Weisen Salomo: „ein Spötter ist der Wein, ein Lärmer der Rauschtrank, wer sich darin ergeht wird nicht weise“ (Proverb. 20, 1.) Daß nun die Alten das Verbot des Weins nicht gerügt haben, war recht und billig, sie wollten das Weintrinken erschweren und die Zahl der Weintrinker vermindern. Meine Glaubensgenossen würden sich vielleicht keinen Tadel zuziehen, wenn sie sich des Weines enthalten, selbst wenn ein Israelit das Weinglas eines andern Israeliten berührt, damit nie zwei zusammen trinken. Möge ein jeder unter seinem Dache am Getränke sich vergnügen, sich selbst wie der Patriarch in seiner Behausung berauschen, aber nicht öffentlich in Zechgelagen herum taumeln. Allein, „man erlasse keine Verordnung, wofern der größte Theil der Mitglieder einer Gemeinde sich dazu nicht bequemt.“ (Baba batra 60.)

Diesen Satz citirte auch H. B. Seite 80. Die Apologie aber des Michal Brodowicz auf den Branntwein, die schwerlich H. B., der so mühsam im Talmud herumgewühlt, wo von Getränken die Rede ist, unbekannt sein dürfte, hat er weislich mit Stillschweigen übergangen. —

Zehnter Abschnitt.

Seite 83. „Moses setzt zwar auf Gelübde kein Verdienst, verlangt aber daß die gethanen genau erfüllt werden. Der Talmud aber giebt ein Mittel an, die Verbindlichkeit derselben zu entkräftigen. Seiner Lehre zufolge, soll jeder Jude der unbestraft seine Gelübde entweihen will, beim Eintritt des neuen Jahres sagen, „ich vernichte im Voraus alle Gelübde, die ich etwa im Laufe des angehenden Jahres thun werde.“ Diese Lehre wird allgemein gelehrt und eine Auflösung der Gelübde wird sogar am Versöhnungstage feierlich abgesungen u. s. w. Der Talmud giebt dadurch eine Veranlassung zur Geringschätzung der Gelübde und weicht von der Thora ab.“ —

Eine einfache Darstellung der Halacha, die über das Gelübde abhandelt, wird sowohl die Unwissenheit als die böswillige Absicht des H. B. zur Genüge herausstellen. (Traktat Nedarim Seite 23.) Mischna. Wenn jemand seinen Freund durch ein Gelübde verpflichten will, daß er bei ihm speise (indem er sagt „ich gelobe durch Konom dieses und jenes, so du bei mir nicht speisen wirst,“ Raschi daselbst), muß er zuvor sagen „jedes Gelübde was ich in der Zukunft geloben werde sei für nichtig erklärt,“ denn vielleicht wird sein Freund anstehen bei ihm zu speisen, wodurch er ihm das Gelübde verbindlich machen würde.

Gemara: Wer da will, daß seine Gelübde das ganze Jahr nicht bindend für ihn seien, so stelle er sich hin am Neujahrsfeste und sage: „alles Gelübde das ich an der Zukunft thun werde sei nichtig.“ Darauf der Comentar Tosephat: Wir können nur von solchen Gelübden freisprechen, die der Mensch in Bezug auf seine eigene Person leistet, von Gelübden aber, die gegenseitig stattfinden, können wir nicht freisprechen. So erklärt auch Ran: Nur den Eiden und Gelübden

die den Schwörenden und Gelobenden allein betreffen gilt die Formel der Freisprechung, wer sich aber gegen jemanden durch einen Schwur oder ein Gelübde zu einer Leistung verpflichtet (von welcher Art sie auch sei,) so ist die Freisprechung ungiltig, denn man leistet nicht einen Eid nach eigner Denkweise, sondern nach der Denkweise desjenigen der den Eid deferirt. So meint es auch der Talmud wenn er sagt: „der Schwörende schwört in unserem Sinne," d. h. im Sinne des Gerichts, wahrscheinlich um der reservatio mentalis vorzubeugen. Man fügt hinzu: „wenn man dem Schwörenden auch nicht sagt: „du schwörst nach unserem Sinne" so schwört er doch nicht nach seinem sondern nach unserem Sinne." Durch einige Beispiele werden wir deutlicher erklären, welche Gelübde unsere eigene Person betreffen. Wenn Jemand mit seiner Ehefrau über Hausangelegenheiten streitet, schwört und gelobt, daß er nie Honig genießen wird, sobald sie ihm nicht eine Mehlspeise zu Mittag bereitet; oder er schwört und gelobt, nie seine Mütze aufzusetzen, wenn sein Nachtlager nicht bei hellem Tage gebettet sein wird; oder er versagt sich durch Schwur und Gelübde, ein Bad zu nehmen, sobald sie sich nicht weiß oder bunt kleidet u. s. w. Derartige auf seine eigene Person bezügliche Schwüre und Gelübde giebt es in unzähliger Menge, solche Schwüre und Gelübde finden mehr als ein Mal im Tage statt, zwischen Mann und Weib, Vater und Sohn, Herr und Knecht oder sonst zwischen zweien Menschen die irgendwo zusammentreffen, weil sie der Umgangssprache eigenthümlich sind. Nie aber wird eines dieser Schwüre und Gelübde in Erfüllung gebracht, weil sie außerhalb der Möglichkeit liegen. Der Mensch der zwecklos Schwüre und Gelübde in Betreff seiner eignen Person leistet und sie gering schätzt, kann leicht zur Mißachtung der Schwüre und Gelübde verleitet werden, die Andere betreffen, es sei im häuslichen oder im öffentlichen Verkehr, welches den Verband der Gesellschaft gefährdet. Um diesem Uebelstand zu begegnen, haben die Talmudisten ein Gebet, genannt Kol Nidre verordnet, in welchem alle eitlen Gelübde und leichtsinnigen Schwüre für nichtig erklärt und wodurch zugleich dem Gewissen des Betenden eingeschärft wird, daß dasselbe nur Schwüre und Gelübde umfaßt, die der Mensch in Bezug auf

seine eigene Person leistet, aber keineswegs solche begreift, die sich auf fremde Personen beziehen. — Ebenso wie die in der Thora erklärte Freisprechung der Gelübde zwischen Mann und Weib, Vater und Sohn oder Tochter (Numeri 30.) nur Anlobungen gelten, die man sich auferlegt, wie es daselbst heißt: „die Ablobung die man sich auferlegt," so bezieht sich auch die Lösung der Gelübde, die die Rabbinen verordnet haben, nur auf solche die man sich auferlegt, wie die Worte im „Kol Nidre" lauten „was wir uns auferlegt haben." —

H. B. schließt sein Werkchen auf eine Weise, welche die widersinnigsten Inconsequenzen und Widersprüche, von denen es wimmelt, zu überbieten scheint. Viele Jahre muß er sich mit der Bearbeitung seines Werkchens befaßt haben, da im Laufe derselben eine merkliche Abnahme der gesunden Logik, der reifen Ansicht, der gründlichen talmudischen Gelehrsamkeit, wenn er anders je in deren Besitz gewesen ist, sichtbar wird. Wir können ihm mit dem Talmud zurufen: „Jene Alten, je älter sie werden, desto eher werden sie ihrer Sinne beraubt. (Kanim 3, 6.)

Seite 82. „Es ist allerdings wahr, daß die mosaischen Gesetze, ohne Abbruch ihrer Göttlichkeit, eine Vervollständigung nöthig haben, denn der göttliche Prophet gab die Gesetze, wie es die damalige Zeit, die Umstände und der sittliche Zustand des Volkes erforderten u. s. w. Mit Eintretung anderer Umstände mußten also die mosaischen Gesetze modificirt werden. Dieses vermindert die Göttlichkeit derselben nicht im Geringsten, denn nur die Vorschriften der Moral müssen als ewige Wahrheiten in jedem Zeitalter in allen Umständen dieselben bleiben." —

Seite 84 spricht er sich schnurstracks entgegen, indem er sagt: „die Juden tragen jetzt kein Bedenken selbst von ihren Glaubensgenossen Zinsen zu nehmen, in dem Wechsel muß aber geschrieben werden heter uska u. s. w. Durch Einführung dieser Formel also hat der Rabbinismus das mosaische Zinsenverbot aufgehoben."

Seite 86 eifert er in seinem Wahne gegen die Einführung des „Prusbul," welches zum Zwecke hatte, daß man sich nicht weigere, einander etwas zu leihen, und sich nicht versündige gegen das, was in der Thora geschrieben steht. —

Seite 90 will er durch Scheingründe das Recht der durch die alten Rabbinen eingeführten Confiscation in Abrede stellen, welches um so mehr auffällt, als neuere Legislatoren sich dasselbe Recht vorbehalten haben. —

Seite 93 treibt er seine Verhöhnung des göttlichen Gesetzes so weit, daß er ausruft: „Hätte der Talmud nicht in so vielen Stellen deutliche Beweise von seiner Verehrung des mosaischen Gesetzes gegeben, so könnte diese Stelle uns auf die Vermuthung bringen, daß er mit der Offenbarung seinen Spott triebe." —

Tretet zusammen, ihr Sachkundigen alle! vergleichet die grundlosen Behauptungen des H. B. gegen einander, richtet ihn, diesen Schwärmer, der, von parteiischem Interesse und gehässiger Antipathie geleitet, mit unlautern, falschen, widersprechenden Motiven gegen den Talmud auftrat. —

H. B. hat nun seinen fanatischen Eifer ausgetobt, seinen alten Groll gänzlich ausgeschüttet, ich will also auch meine Erwiderung einstellen und mit folgender Schlußrede meine Gegenschrift beendigen. —

Ich habe es mehr als einmal wiederholt, daß im Talmud die wahre Weisheit wurzelt. Wer die weiten Gefilde des Talmuds bebaut, der erntet Früchte der Weisheit und dringt in die undurchdringlichsten Mysterien der Religion. Der Talmud ist eine reiche Ader von Goldkörnchen, diese zu sammeln und zu einem Ganzen zu gestalten, ist nicht die Aufgabe eines einzelnen Individuums. Es sei mir also vergönnt, zwei Goldkörner aus dieser unerschöpflichen Fundgrube orientalischer Weisheit zu wählen, welche dem Talmud zur höchsten Zierde gereichen. Diese zwei Körner sind zwei Sittensprüche, die die Nächstenliebe zum Gegenstand haben. Mir ist es gelungen dieselben aus dem reichen Schacht des Talmuds zuerst ans Tageslicht zu fördern, um aber ihren Inhalt anschaulicher zu machen, schicke ich ihnen einen schon längst bekannten talmudi-

schen Lehrsatz voraus: Es kam einst ein Heide vor Hilel *) und sprach: „bekehre mich unter der Bedingung, daß du mich das ganze Gesetz lehrest in der Zeit da ich auf einem Fuß stehen werde.“ Da sprach jener zu ihm: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst (Leviticus 19, 18.), was dir nicht lieb ist, thue dem Andern nicht. Das ist die ganze Lehre, alles Uebrige ist bloße Erklärung, gehe hin und lerne.“ Daraus geht hervor daß die Nächstenliebe, die Basis aller menschlichen Vollkommenheit, durch die religiösen Vorschriften, Regeln und Gesetze unterstützt und gefördert wird. Nach dem Sinne des Talmuds gilt die Nächstenliebe allen Menschen ohne Ausnahme, die nur die Form des göttlichen Ebenbildes an sich tragen, gleichviel zu welchem Glauben sie sich bekennen, oder ob sie ganz ohne Glauben leben und keinen Begriff von der Idee der Gottheit haben.

Auf einer Stelle im Talmud heißt es: „die Frommen von anderen Nationen haben einen Antheil an dem künftigen Leben“ (Sanhedrin 102.), „andere Nationen“ wer sind diese? Die damaligen Götzendiener. „Die Frommen“ wer ist darunter verstanden? Das sind diejenigen, die redlich wandeln, Tugend und Gerechtigkeit üben. Diese werden gleich den Stämmen Israels im Lande des ewigen Lebens einen Platz einnehmen, zusammen die himmlischen Räume bewohnen. Der Israelit, dem acht Tage nach der Geburt das Blut des heiligen Bundes geflossen, dem das Essen und Trinken zugemessen und beschränkt ist, der unter der Wucht zahlloser religiöser Gesetze, Vorschriften und Gebräuche ein kummervolles Leben verbringt, der auf Enthaltsamkeit angewiesen, seine Tage in Mangel und Entbehrung dahinschwinden sieht; soll mit dem von seiner frühesten Jugend an Wollust und Vergnügen sich ergötzenden Heiden, der seine Tage in Schmaus und Freude verscherzt, der auf elyseischen Feldern lebenslang sich ergeht, wenn er nur irgend eine gute Handlung übt, auf dem Wege der Gerechtigkeit wandelt, zusammen in den himmlischen Wohnungen unter lichtvollem Firmament hausen, unter einem Obdach zusammen der heiligen Wonne genießen. Eine solche Gleichstellung ist wohl

*) Dieser Hilel lebte ungefähr vierzig Jahre vor dem Ursprung des Christenthums.

fähig die wahre Nächstenliebe zu begründen, den Religionshaß aus dem Herzen des Israeliten zu bannen. Ich komme nun auf den zweiten ebenfalls wichtigen und gehaltreichen Lehrsatz des Talmuds. Nach dem Sinne der Rabbinen ist Tugend und Gerechtigkeit der Anfang und das Ende aller Glückseligkeit. Die Gotteserkenntniß und die Religion sind es namentlich die die Tugend anregen, sie fördern und unterstützen. In der heiligen Schrift heißt es: „mich haben sie verlassen und meine Lehre nicht beobachtet" (Jeremia 17, 11.) Darauf sagt Rab Kahana: „O! wenn sie mich nur verließen und meine Thora beobachteten" (Psychta Echu Rabuty). Hier heißt es deutlich, daß die Sünde derer, die Gott verlassen, nicht so groß ist als die Sünde derer, die die Thora, die Lehre für die Menschen verlassen. Diese talmudische Auslegung ist wahrlich eine beseligende, alle Sittenlehre und Moral überragend. Es blieb nichts mehr übrig über Nächstenliebe zu predigen, so die Talmudisten die Behauptung gelten ließen, daß der Glaube an einen Gott oder der Unglaube die Menschen von einander nicht trennt, daß aber Tugend und Gerechtigkeit die Menschen brüderlich vereint. Von derartigen weisen Lehrsätzen überströmt der Talmud, sie schimmern gleich Edelsteinen auf allen Spalten, sie sind alle auf Weisheit basirt, auf Menschenliebe gegründet. Jahrhunderte sind bereits an den Lehren des Talmuds vorübergerauscht, die Gesetze eines Confucius, Solons, Lykurgs und Anderer sind dem Sturme der Zeit unterlegen, untergegangen, während der Talmud allen äußern Einflüssen trotzend sich bis auf unsere Zeit in seiner Wichtigkeit erhalten. Der Talmud ist ein viel umfassendes Werk, in welchem alles den intelektuellen Kräften des Menschen zugängliche Wissen aufbewahrt ist. Der Philosoph findet in ihm Philosophie, der Scharfsinnige Scharfsinn, der Fromme Frömmigkeit. Ein jeder findet hierin das, was seine Wißbegierde sucht, was mit seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten übereinstimmt, was seiner Ansicht, seinem Fassungsvermögen entspricht. In diesem Sinne sagte auch Bagbag, „kehre um und wende das Gesetz um von allen Seiten, denn es enthält alles, in demselben schauest du alles, werde dabei alt und grau, und lasse nicht ab davon, denn es giebt keinen bessern Ersatz" (Abot 5, 25.) Viele Wei-

sen hat der Talmud unter Israel gebildet, die in allen Zweigen des menschlichen Wissens sich berühmt gemacht. Der Talmud hat den ersten Saamen der Bildung auf das noch uncultivirte Herz des Israeliten gestreut, ihm den ersten Impuls zur Weisheit gegeben. Zur Zeit wo noch keine Bildungsmittel existirten, an Orten wo die Israeliten das Glück nicht hatten, das Tageslicht unter einer Regierung zu erblicken, der es vorbehalten war durch Errichtung der Schulen sie der geistigen Finsterniß zu entreißen und der Genüsse der neuern Cultur theilhaftig zu machen; da war der Talmud ihr einziges Vehikel, welches ihnen zugänglich war. In ihm schöpften sie ihre geistige Nahrung, ihre moralische Kraft, in ihm gewannen sie ihren religiösen Schwerpunkt, auf dem sie sich bewegten, der vielen von ihnen, die bei all ihrer Strenge der Sitten in Künsten und Wissenschaften sich auszeichneten, rühmliche Namen verschafft hat. Wie vertragen sich nun solche glänzende Resultate mit der von H. B. erträumten moralischen Versumpfung des Talmuds? —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Knoilé

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tannenbaum, M.

Der Talmud in seiner Wichtigkeit eine Beleuchtung der Schrift von A. Buchner 'Der Talmud in seiner Nichtigkeit'

Magdeburg 1849

A.hebr. 582 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10239919-7